Mennonitische Rundschau

und Herold der Wahrheit.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

23. Jahrgang. Elkhart, Ind., 9. April 1902. No. 15.

Aus

Mennonitischen Kreisen

Was sind wir?

Was sind wir, die das Haupt wir oft
Im überstolzen Hochmut tragen,
Und wenn zerstiebt, was wir erhofft,
Zusammenbrechen unter Klagen?

Die wir vor dem lebend'gen Gott
In frecher Kraft empor uns recken
Und scheu uns vor der Menschen Spott
Und feige vor uns selbst verstecken?

Vor dem, der still die Welten lenkt,
In dem all unser Heil versiegelt:
Ein Tropfen, der am Eimer hängt,
Darin das Firmament sich spiegelt.

Heinrich Rembe.

Ein dunkles Kapitel in der Geschichte unseres Volkes.

(Schluß).

Seine Maj. Kaiser Alexander und General-Gouverneur Kaufmann waren unterdessen gestorben. Des letzteren Stellvertreter nötigte die Unsern zur Unterwerfung unter das allgemeine Landesgesetz. Darauf ging ein Teil mit den zum Dienst verlangten Jünglingen auf direkte Erlaubnis vom Minister des Innern nach Buchara, der andere Teil kam bei der Taschkenter Behörde mit folgender Bittschrift ein und ging denn später nach Aulie-Ata: „Seiner Excellenz, dem Herrn General-Gouverneur von Turkestan, Herrn Kolpakowski! Der Mennonitengemeinde aus den Taurischen, Samarschen u. Jekaterinodarschen Gouvernements ergebenste Bitte. In unserer gegenwärtigen bedrängten Lage, die uns je länger desto drückender wird, wenden wir uns an Eure Excellenz mit der innigsten Bitte, uns im Turkestanschen Gebiet, wenn möglich in der Nähe von Taschkent, falls aber die Möglichkeit dazu fehlt, dann im Aulie-Atinschen Kreise, als Landbauern anschreiben lassen zu wollen, unter den Pflichten und auf die Rechte, die hier von seiten der Regierung den Ansiedlern geboten werden. Verpflichten uns dagegen weder durch Gewalt, noch List, noch Betrug den Landesgesetzen zu widerstreben; möchten uns nur das Recht hierbei vorbehalten, später der hohen Regierung unsere Bitten um Befreiung vom Staatsdienste, wie es unser Gewissen befiehlt, vortragen zu dürfen. Einer gnädigen Gewährung dieser unserer Bitte entgegenharrend, zeichnen sich in Taschkent, den 15. Januar 1882 die Bittsteller."—Ein Bruder, der damals auch unsern Kreis verließ und in Taschkent blieb, sprach sich hinsichtlich unserer Lage damals dahin aus, daß ihm das Bild einer Herde ohne Hirten vorschwebe. Trifft dieses Bild auf die späteren Zustände unseres Teiles noch richtiger zu, so hat doch unser Herr und Meister die Hauptfäden unsers Ganges nie ganz aus den Händen gegeben. Glichen und gleichen wir oft der „Elenden, über die alle Wetter gehen," so fehlte es auch nicht an Lichtpunkten, wo sich das Walten des Stärkeren fühlbar spüren ließ. Wir stießen endlich zu dem wiederum getrennten Häuflein der Unsern an der bucharischen Grenze. Da uns aber Buchara nicht aufnahm, wurden wir durch den damaligen Gouverneur von Samarkand nach Chiwa gewiesen: „Der Chan ist ein zahmer Mann, der wird Sie aufnehmen." Dank dem Begleitschreiben des genannten Herrn und der freundlichsten Teilnahme des russ. Grenzchefs in Petro-Alexandrowsk fanden wir huldvoll Gehör und Aufnahme in Chiwa. Da wir (A. Epp, H. J. u. Schreiber dieses) es hier bezeugten, daß wir uns unter dem Schutze des allm. Gottes auch vor den räuberischen Turkmenen nicht fürchteten (jedenfalls zu vermessen), so wies man uns den Ansiedelungsplatz unter diesen an, wo die ganze Gemeinde sich im Oktober 1882 niederließ. Hatten die mancherlei äußerlichen Widerwärtigkeiten unter uns manches bewirkt was des Herrn Gemeinde nicht wohl anstand, so hatte doch der Feind auf dem innern Gebiet viel furchtbarere Verheerungen angerichtet. Mit dem Hesekielschen Tempel, dem reinlichen Muster, dem bestimmten Ende (1889) und allem möglichen Unerreichbaren und Unbegreifbaren wurde der Geist erhitzt und vergaß dabei die einfache Berufung zur Uebung in der Gottseligkeit, gesinnet zu sein, wie Jesus war, das Wort seiner Geduld festzuhalten, um vor der großen Versuchungsstunde bewahrt zu bleiben. Als die Turkmenen anfingen, unser Eigentum zu nehmen und nach und nach immer kühner auftraten, griffen wir zur Gegenwehr, wenn auch nur zu den „Stöcken." Gab es auch ernst und entschieden abmahnende Stimmen, so meinte aber Cl. Epp gelegentlich darüber zu mir, daß wir lieber Sträucher hätten nehmen sollen. Hatte in den bucharaschen Bergen der geistliche Kommunismus traurige Verheerungen zur Folge gehabt: jeder lehrete, predigte, taufte u. s. w., so machte sich hier mehr die Begriffsverwirrung über das Mein und Dein in materieller Beziehung breit. Hab und Gut sollten ja auch keinen Wert haben, weil das bestimmte Ende vor der Thür sei. Das alles verband nicht, und Epps feurige Reden in seinen Abendstunden säeten auch nur gegenseitiges Mißtrauen und Spaltungen. Ein bedeutender Teil ging nach Amerika. Die andern siedelte der Chan der Sicherheit halber auf seine Kosten hierher nach Ak-Metschad über. Das war 1884 im Frühjahr. Dem Herrn sei Dank, unsere äußere Ruhe ist bisher ungestört geblieben, auch auf unsern Reisen tags, auch nachts hat uns niemand belästigen dürfen, aber in welcher Lage, in welchem Zustande ist hier unser inneres Leben mit Christo in Gott verflossen? —

Wort für Wort müssen wir dem Sänger in Psalm 80, 13—17 nachsprechen. Hier war es nun, wo Epp sein (wahnsinniges?—Ed.) Werk zum glorreichen Siege bringen wollte. All sein Streben ging zunächst dahin, uns durch Heranziehen und Hochheben besonders tiefer, heiliger Gotteswahrheiten in besonders gesuchten Redewendungen das Vertrauen abzugewinnen, dabei verachtete er nicht die kleinlichsten Umstände, um sich im Heiligenschein zu zeigen. So verbot er z. B. am Sonntag die von ihm verschriebene Zeitung weiterzugeben; die Romane darin wurden aber ohne Schaden gelesen. In den ihm widerstehenden Personen fand er bald die Werkzeuge der Abgrundsmächte und begründete seine Verleumdungen mit Gottes Wort und bewies solches mit großartigen unzähligen direkten Offenbarungen. Er blieb zuletzt allein, der nicht gefehlt, „dem der Herr eine eiserne Ader in den Nacken gegeben." Immer häufiger schob er ohne weiteres die Prediger beiseite und übernahm alle ihre Handlungen, besonders nachdem es ihm gelungen, den einen, der ihm entschiedener entgegentrat, vom Amt und folglich aus der Gemeinde zu bringen. Ja, in dem aufs wunderlichste von ihm entworfenen Reichsplan Gottes fing nun auch an seine (Epps) Person immer mehr in den Vordergrund zu kommen. Sein Steigen ging um so glatter, weil das mit dem Siegeszuge der Gemeinde genau zusammenfiel. Einmal, glaube ich, ließ der Herr der Gemeinde sogar extra einen Dank abstatten. Epp hielt sich zuerst für einen der zwei Zeugen der Letztzeit. — Ein anderes Glied unserer Gemeinde hält oder hielt sich für den andern. — Dann ging es über verschiedene andere Stufen, die ich möglichenfalls nicht in der richtigen Reihenfolge anführe. Nach Sacharja war er eins der zwei Oelkinder (Kap. 4); dann war er eine Zeit lang der kleine Morgenstern, stieg zur Fürstenwürde empor (Fürst aus Davids Hause, daß er zuvor auch noch Priester gewesen, weiß ich nicht ganz genau) und schwang sich endlich nach behutsamen, sehr unbestimmt gehaltenen Vorarbeiten auf den Thron zur Linken des Vaters. So lange hatte er (seit 1889) auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft, jetzt — es war Pfingsten 1894 — verlangte er von den von ihm vorgeblich zum „allerletzten Tauffest in irdischen Verhältnissen" zusammengebrachten Seelen das feierliche Bekenntnis vor versammelter Gemeinde: „Im Namen des Vaters, der zwei Söhne und des Heil. Geistes" getauft werden zu wollen. Wohl warnte ein Bruder am Wort die Kinder vor solch einem Schritt, aber zum Aufschrei über solche Ungeheuerlichkeit kam es nicht; denn wir litten noch alle an den Folgen des Zaubertrankes, den er uns gereicht, ja halfen durch unsere Gegenwart sogar seinem Wahnwitz Vorschub leisten. Wie es kam, daß durch Gottes Gnade die Vollziehung der Taufhandlung selbst bis heute unterblieben, ja daß neun Täuflinge von zehn der Gemeinde nach alter Weise beigetreten sind, weiß ich nicht bestimmt zu erklären. Von nun an verdoppelte er seine Energie, um sich als zweiten Sohn Gottes von Ewigkeit her, gesandt als Erlöser des Leibes (Christus habe nur die Seele erlöset) zur Geltung zu bringen. Viele Stellen des Alten (Caleb zeigte auf Claas Epp, Jesaias, 11, 1 spricht von Ruthe und Zweig)

und Neuen Testaments fand er als Beweis für Zweifler an seiner Gottessohnschaft. An dem Abendmahl, das wir früher nicht oft genug feiern (richtiger, genießen) konnten, hatte er sich damals schon seit 1889 nicht mehr beteiligt, d. h. ließ es an sich vorübergehen (er genieße vom verborgenen Manna) und ersann auch für uns mehr und mehr Hindernisse, einmütig und gnadenhungrig hinzutreten zu können. Nach einer Vorbereitungsfeier zum Abendmahl erklärte er der nichtsahnenden Gemeinde als „Wort" vom Herrn, daß sie morgen im Mahle seines Wesens teilhaftig werden soll. Die Feier unterblieb jenes Mal. Später erklärte er wieder: „Der Herr will nicht mehr, daß das Abendmahl nach alter Weise gefeiert werden soll." Wir ermannten uns soviel, daß wir es ohne den ihm bedingungslos ergebenen Teil doch begingen. Daß seine ganze Arbeit aber nicht für, sondern gegen Christus und sein Reich gerichtet sei, kam mir erst da in den Sinn, als er die großen Feste nach Willkür verschob — mit der Drohung: „Es sehe sich nur niemand nach den alten Feiertagen um" — und ein Weihnachtsfest ganz ausfallen ließ. Es erinnerte das ja ganz direkt an Daniel 7, 25. Doch die vereinzelte und dazu meistens noch ängstliche Stellungnahme seinem Treiben gegenüber brachte ihn nicht aus der Fassung, waren doch viele starke Kämpfer, erfahrene Glaubensmänner seinem rücksichtslosen Gange bis dahin ausgewichen, so kündigte er denn auch bald feierlich Gottes Zorngerichte über seine und Gottes Widersacher an. Einen traf Jes. 50, 16 und weiter, dafür solle er erblinden, des zweiten Arm werde vertrocknen, auf den dritten werde sich die Krankheit seines Nachbars legen, der Jahre lang gebunden niedergelegen; auf mich endlich sollte der Jammerzustand übergehen, in den ein Bruder durch die Onanie gekommen. Konnten uns solche Drohungen auch nicht schaden, sondern nur veranlassen, das erbarmende Heilandsherze eifriger zu suchen, so wurde doch der Zweck erreicht, seine Getreuen zu mehr Vorsicht und Mißtrauen solchen Werkzeugen der finstern Macht gegenüber, wie er uns zu nennen auch später nicht gescheut hat, zu veranlassen. So wußte er den Seinen auch die Schule zu nehmen, weil ja die Kinder durch solch einen Lehrer (der nicht Epps Anbeter war—Ed.) leicht schädlich beeinflußt werden könnten. Auch die Ehe, mit der er längst in dem Sinne gespielt, wie für die letzte Zeit angesagt, hat besonders da, wo verschiedener Sinn zwischen Mann und Weib kund wurde, unsäglich gelitten. Es ist bis zum Ehebruch gekommen!

War er in seinem Siegesmut seinerzeit so weit gestiegen, daß er schon die Hand erhoben, und der Gedanke: „Nun sind die Brüder J. und P. (Prediger) ihres Amts enthoben!? schon einige Herzen durchzuckt — (er wurde aber an seinem Vorhaben verhindert); so hat ihn doch der Herr in seiner Weisheit nach und nach so weit zurückgedrängt — auch da, wo all unser Rat oft völlig am Ende war, daß er sich mit den von ihm geleiteten Separatandachten auf sein Haus beschränkte. Solche besuchen fast ausschließlich nur seine Getreuen u. Geschwister, die bei besserer Erkenntnis sich seiner Zaubermacht nicht zu entwinden vermögen. Trotzdem suchte er seinen verderblichen Einfluß, oft in recht jesuitischer Weise, in Haus und Kirche zu tragen und wenn auch oft nur durch seine bloße Gegenwart auf befangene Gemüter auszuüben. Er, dem es zweimal in der Gemeinde angezeigt worden, daß wir ihn als solchen betrachteten, der sich durch sein Verhalten aus der Gemeinde geschieden habe, drängte er und die Seinen sich uns um so hartnäckiger auf, jemehr er sahe, wie sehr auf unserer Seite gewünscht wurde, daß sie sich ganz von uns zurückziehen möchten, ganz besonders von der Gemeinschaft im Abendmahl, nachdem das Bekenntnis einer Viergottheit immer mehr Verkörperung und bildliche Darstellung bekam. Erst in den letzten Monaten gab der Herr soviel gemeinsame Kraft, es ihm nachdrücklich zu sagen, daß er während der Feier des Abend- und dann nachmittags auch während des Liebesmahles zurückbleiben möchte, was nach des Herrn großer Gnade auch geschah nach 2. Joh. 9—11.

Ist nun das Bild über unsern langen Weg, worüber eine geübte Feder ein ganzes Buch schreiben könnte, sehr mangelhaft geblieben, so beweist es doch folgendes: Daß nach den Zeichen, die uns besonders für die Letztzeit gegeben sind (in Dan. 7, 25; in 1. Tim. 4, 3; 2. Joh) Claas Epps Arbeit im Dienst des Widerchristen stand und sein schon in Hahns-Au an der Wolga ausgesprochener Wunsch und damals verspürte Berufung, als Zeuge nach dem Westen zu gehen, könnten sich noch an ihm erfüllen, wenn des himmlischen Vaters unbegreifliches Erbarmen nicht doch vielleicht auch für ihn noch zu finden wäre. Daß seine Lehre dem Worte Gottes schnurstracks zuwiderläuft, dafür giebt es ja eine Masse unzweideutiger Aussprüche des Heilandes und seiner Apostel. — Ferner, daß Claas Epp nicht der Begründer unsers Auszugsgemeindleins war, wie das vielfach angenommen wird, und es selbst Brüder unter uns glauben, — haben wir in der Einleitung gesehen. Und endlich:

„Was Gott sich vorgenommen,
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel,
Und obgleich alle Teufel
Hie wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn." —

Sieht es auch jetzt noch sehr trübe bei uns aus, haben wir nicht mehr Chancen für das Gelingen unserer Sache, als unsere Brüder nach dem Fleisch in Südafrika in ihrer bedrängten Lage: Im Hinblick auf das, was der Herr bisher an uns gethan, dürfen wir ihm wohl trauen, daß er uns auf halbem Wege nicht wird stecken lassen. — Sollte sich etwa jemand finden, der über dieses oder jenes weiteren Aufschluß verlangt, bin ich bereit, solchen zu geben; will mich auch gerne auf Grund von Gottes Wort zurechtweisen lassen, wo ich geirrt, was bei unserer menschlichen Einseitigkeit und Unvollkommenheit nur zu leicht möglich ist.

Wenn wir aber unsern Weg und unsere Berufung in zwangsloser Weise von allen Seiten mit Gottes Wort beleuchten lassen, wie der liebe Br. Isaac Peters in seiner Abhandlung wohl in No. 46 der w. „Rundschau" thut, so kann das unsern Gang nur erleichtern und uns von gehaltlosen Menschensatzungen freimachen.

Für die hier mehrfach berührten Geschwister aus Chiwa, wie für andere Bekannte und Verwandte füge ich meine herzlichsten Grüße bei. Auch Sie, werter Editor, erlauben mir gewiß, Ihnen mit innigem Gruß die Hand zu drücken.

E. Riesen.

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Inman, den 28. März 1902. Werter Editor! Hier ist jetzt das schönste Frühlingswetter. Wir hatten einige Male Schneefall; heute morgen fielen noch etwa drei Zoll Schnee, welcher so feucht war, daß er überall hängen blieb. Nach einigen Stunden war er vertaut. Der Weizen steht schön grün.

Grüßend Korr.

Canton, den 26. März 1902. Werte „Rundschau"! Ich fühle mich gedrungen, über einen Artikel aus dem „Botschafter der Wahrheit" No. 3, herausgegeben von der „Gemeinde Gottes," einem Zweig der Mennoniten, etwas zu schreiben.

In besagtem Blatte heißt es also: „Es scheint der Satan will jetzt haben, daß die Kinder sich bekannt machen mit dem Wort Gottes, es scheint mir der Satan ist ein Liebhaber der Sonntagsschule."

Ob der Schreiber 2. Tim. 3, 15 noch nicht beobachtet hat, wo es heißt wie folgt: „Und weil du von Kind auf die Heilige Schrift weißt, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum."

Der Schreiber in dem erwähnten Blatt hat zum Motto Eph. 6, 4: „Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zu dem Herrn."

Also es heißt, wir sollen unsere Kinder in Zucht und Vermahnung zu dem Herrn hinweisen und erziehen, und wie erwähnt sagt der Schreiber: „Es scheint der Satan will es haben, daß die Kinder mit Gottes Wort bekannt werden."

Entweder der Schreiber jenes Artikels hat keine Kinder, oder er hat bange sie zu reizen, daß er deswegen die Kinder nicht mit Gottes Wort bekannt machen will.

Heißt es doch schon in 5. Mos. 6, 6—7: „Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen; und sollst sie deinen Kindern schärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest, oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegest oder aufstehest."

Was der Schreiber überhaupt mit solchen Schriftstellen thut, weiß ich nicht; aber es reimt sich mit dem was er von der Sonntagsschule erwähnt. Ich könnte Thatsachen anführen, was es mit sich bringt, wenn Kinder ohne Sonntagsschule und ohne Aufsicht am Sonntagnachmittag sich selbst überlassen sind; ich will noch für diesmal schonend sein, bitte aber die lieben Leser, die nicht Freunde von Sonntagsschulen sind, 5. Mos. 6, 7 zu beherzigen und die Gelegenheit zu benutzen, die Kinder mit der Heiligen Schrift bekannt zu machen, wie auch der Apostel in 2. Tim. 3, 15 sagt:

Wie wir alle wissen, wird hier in Amerika in den Distrikt-Schulen wenig Religion gelehrt, so ist es höchst notwendig, auf Mittel zu sinnen, die Kinder in frühester Jugend mit Gottes Wort bekannt zu machen.

Ich weiß, daß viele Eltern, die Kinder erzogen haben und noch erziehen, mit mir den Segen der Sonntagsschule zu schätzen wissen, und Gott dafür danken, daß er seinen Segen darauf ruhen läßt.

Mit allseitigem Gruß,

A. A. Klaassen.

Norddakota.

Moscow, den 19. März 1902. Werte „Rundschau"! Ich muß Dir mal etwas mitteilen aus Norddakota, damit andere Leute auch erfahren, wie der März mit uns verfah-

ren. Er hat uns den schönen Winter mit einer weißen Krone gekrönt; kam gerade so an, wie wir es gewohnt waren, daß einem manchen die Augen übergelaufen sind. Es haben hier einige ihr Vieh nicht besucht in drei Tagen. Die Tage 15., 16. und 17. werden uns unvergeßlich bleiben. In der Hoffnung daß ein gutes Jahr darauf folgen wird, herzlich grüßend,

A. B. Friesen.

New Home, 24. März 1902. Werte „Rundschau"! Da es Deine Arbeit ist, Grüße und Lebenszeichen zu Freunden und Bekannten zu bringen, so bitte ich, dieses in Deine Spalten aufzunehmen.

Es gefiel dem Herrn über Leben und Tod unsre geliebte Großmutter Anna Funk, geb. Unrau, Alexanderthal, Rußland, zu sich zu nehmen. Sie ist eine lange Zeit krank gewesen, und doch immer bei vollem Bewustsein bis zuletzt. Kurz vor ihrem Entschlafen winkte sie noch ihrem Sohn David Funk den Segen zu. Auch sollte er nicht Sorge haben um sie, sie war gewiß in den Himmel zu kommen. Sie ist gestorben den 13. August, beerdigt am 15. August 1901. Die Predigten hielten Br. Krieger über Jes. Kap. 38, 1. und Aelt. Daniel Unrau über Ps. 90, 1. Sie ist alt geworden 83 J., 10 M. und 13 T. In den Ehestand ist sie getreten im Jahre 1842 am 15. März. Alle Kinder sind tot, bis auf einen Sohn, David Funk, welcher gegenwärtig in New Home, Stutsman Co., Norddakota, wohnt.

Jakob Dürksen.

Texas.

Richmond, den 26. März 1902. Werte „Rundschau"! Ich dachte Dir mal wieder was mit auf den Weg zu geben.

Da ich in No. 12 der „Rundschau" las, daß Peter Isaak, Jansen, Neb., wissen will, wie es seiner gewesenen Pflegetochter Maria Friesen geht, will ich ihm berichten, daß sie gesund ist und es ihr gut geht.

Werter Freund Isaak, Sie erwähnen, daß die l. Eltern Kröker versprochen haben, von ihrer Ankunft zu berichten. Haben Sie nicht die „Rundschau" gelesen, wo ich berichtet habe von ihrer Ankunft zu Hause, sowie von der Feier der Nachhochzeit?

Viel Neues weiß ich nicht von hier zu berichten. Der Gesundheitszustand ist ziemlich gut.

Das Korn ist schon aufgegangen; jetzt wird Baumwolle gepflanzt. Weide für das Vieh haben wir schon gute.

Wir haben hier schönes Wetter.

Noch einen Gruß an alle Rundschauleser und Freunde in Rußland, wie auch hier. Peter J. Fast.

Colorado.

Kirk, den 29. März 1902. Werte „Rundschau"! Werde jetzt die letzten Neuigkeiten berichten von den Monaten Februar und März: Das Wetter ist diese Zeit ziemlich schön gewesen mit einigen Unterbrechungen von Kälte und Sturm. Den 23. März hatten wir den ersten Gewitterregen, es regnete den ganzen Tag, war auch viel Sturm. Besonders von einem Sturm will ich hier einschalten: vom 6. bis zum 8. hatten wir Nordwest Sturm unaufhaltsam, Tag und Nacht. Den 15. Feb. kam unser Missionar N. N. Hiebert her und verweilte unter uns bis zum 19., er hat uns viel aus der Heidenwelt erzählt und uns gezeigt, wie notwendig es doch sei, daß den Heiden das Evangelium gebracht würde.

Anfangs des Monats wurden die Geschw. Heinrich Burkards mit einem gesunden Töchterlein beschenkt.

Den 15. war hier ein großes Präriefeuer, doch durch emsige Arbeit aller hier wohnenden Farmer und Ranchleute mit Pflügen und Schaufeln bekamen wir das Feuer aus, ohne daß es sonderlich Schaden angerichtet hat. Unter uns Deutschen ist bloß Bruder G. Friesen beinahe ganz abgebrannt.

Br. Fadenrecht und Sohn haben sich jeder eine Mühle und Pumpe aufgestellt.

Vorgestern waren wir auf der Hochzeit des Witwers Isaak Braun mit Magaretha Heinrichs; nach dreimonatlichem Witwerstand schon wieder Hochzeit. Soviel Brauns erste Frau zu alt für ihn war, soviel ist die zweite Frau zu jung. Die Hochzeit fand statt im Versammlungshaus, es waren viele Gäste eingeladen und auch viele erschienen. Die Traubandlung vollzog Rev. Jakob Friesen. Nach der Trauung dienten die Geschwister A. Heinrichs den Gästen mit einem Vespermahl, der Chor sang noch mehrere Lieder.

Die Schwester G. Nickel war eine zeitlang bedenklich krank, ist aber wieder ziemlich hergestellt.

Bei Geschw. A. Penners hatten die Kinder die Windpocken, sind aber wieder gesund. Gegenwärtig ist der Gesundheitszustand befriedigend.

Das Weizensäen ist beendigt; es ist wieder ziemlich Samen auf Hoffnung ausgestreut. Haben gegenwärtig schönes Frühlingswetter.

Grüßend,

Cornelius Suderman.

Canada.

Manitoba.

Kronsthal, den15. März 1902. Das Wetter hat sich wieder sehr geändert, von 9 Grad Wärme auf 14 Grad Kälte und dabei ein Sturm, daß man von der ganzen Nachbarschaft nichts sehen kann.

Wie wir gehört haben, wollen in diesem Frühjahr wieder sehr viele Rußländer herkommen, was uns recht freut. So lange wir hier wohnen, hat es uns gut gefallen, wenn auch hie und da manchmal was zu wünschen übrig bleibt. Die Obstgärten sind ja in Südrußland sehr schön; bei uns in Manitoba gedeiht kein Obst, dagegen aber in anderen Teilen Amerikas.

Was macht Ihr liebe Eltern und Geschwister in Orenburg? Lieber Schwager Olferd, Du kannst doch gut schreiben, laß doch mal von allen etwas hören. Auch Ihr, Peter und Heinrich Friesen, sowie P. Harder, seid herzlich gegrüßt und um Briefe gebeten.

So komme ich nach dem Gouvernement Grigofka zu unseren gewesenen Nachbaren aus Rosenbach (Fürstenland) und zu Onkel und Tante Bernhard Krahn und bitte um Lebenszeichen von Euch. Auch von Schwager Abram Dick in Georgsthal (Fürstenland), sowie von Johann Teichröbs, Peter Dick, Bernh. Giesbrechts und Vetter Johann Krahn möchten wir gerne hören.

Im Dorfe Rosenbach sind noch Isaak Warkentin, Johann Friesens Johann Harders. Ich habe schon lange auf Briefe von Euch gewartet; laßt doch mal von Euch hören.

Zum Schluß herzl. Grüße an den Editor und alle Rundschauleser.

Cornelius Friesen.

Plum Coulee, den 27. März 1902. Werte „Rundschau"! Weil Du stets als ein willkommener Bote in meinem Hause Einkehr hältst und die verschiedensten Nachrichten von weit und breit bringst, so will auch ich versuchen, Dir etwas mit auf die Reise zu geben.

Wir haben diesen Winter fast ununterbrochen schönes Wetter gehabt, wenig Frost und keinen Schnee. Vor zwei Wochen hatten wir einen Schneeblizzard so recht nach amerikanischer Art, welcher drei Tage anhielt. Ich hatte das Unglück, daß ich 20 Meilen von Hause auf drei Nächte eingestiemt war, als sich endlich das Wetter beruhigt hatte, ging es wieder nach Hause; kam denn glücklich nach zweitägiger Fahrt zu Hause an, wo ich alles gesund antraf. Meinen Wagen mußte ich unterwegs stehen lassen, denn es war auf vielen Stellen bis zur Achse Schnee. Heute haben wir wieder so viel Wasser, daß schon mehrere Brücken unpassierbar sind; hoffentlich wird es bald wieder abgelaufen sein.

Da das Wetter sich jetzt besonders eignet, in der Stube zu sitzen, so will ich denn gleich ein paar Briefe, die ich von Rußland erhalten habe, durch die „Rundschau" beantworten, obzwar ich es auch schon brieflich gethan habe. Erstens wird bei mir angefragt, ob das Land hier schon teuer ist: Verbesserte Farmen sind von 3000—50,000 Dollar zu kaufen, unverbesserte von $8.00 den Acre aufwärts. Im Nordwesten ist noch viel Land zu haben; für $10.00 160 Acres als Heimstätte. Das Land im Nordwesten ist nicht so eben, wie in Manitoba, aber auch sehr gut für Ackerbau und Viehzucht.

Weiter wird gefragt, wie es für einen Anfänger ist: Für den ist es besonders gut, erstens kann hier ein guter Mann viel verdienen von $150—$200 in einem Jahr, und Brot und Kleidung ist hier billiger wie in Rußland. Es ist besser, wenn ein Mann erst ein Jahr bei einem Farmer arbeitet, damit er erst mit allem bekannt wird. Ferner will man wissen, ob wir auch Soldaten stellen müssen: Bis jetzt sind wir noch immer frei und denken auch in Zukunft frei zu bleiben. Die Soldaten werden hier gemietet und nicht gelost wie in Rußland.

Was die Ackergerätschaften anbelangt, so sind die hier viel besser als in Rußland. Gedroschen wird alles mit Dampfmaschinen.

Noch einen herzlichen Gruß an Editor und Rundschauleser von Eurem Peter Epp.

Reinland, den 31. März 1902. Werte „Rundschau"! Da viele Leute Deine Spalten benutzen, um entferntwohnende Freunde und Verwandte ausfindig zu machen, so will ich selbiges hiermit auch in Kürze thun, und hoffe, daß diese Zeilen den gewünschten Erfolg haben werden.

Gehe dann zuerst nach Orenburg, Rußland, wo die beiden Brüder Jakob und Kornelius Göß wohnen sollen. Selbige sind Geschwister von meiner Frau Mutter, welche früher mit Abraham Vogt verheiratet war, jetzt aber schon seit 5 Jahren, in zweiter Ehe mit Peter Letkemann hierselbst lebt. Es geht den Eltern in jeder Hinsicht gut. Warum schreibt Onkel Jakob Göß nicht? wir haben doch schon geschrieben, aber bis jetzt keine Antwort erhalten. Den Brief den Sie an A. Janzen für die Eltern mitgeschickt hatten, haben dieselben erhalten, und auch schon beantwortet.

Jetzt möchte ich mich noch etwas in Südrußland umsehen. Warum lassen die andern Geschwister nichts mehr von sich hören? Da sind die Schwestern Maria, verheiratet an Heinrich Fast, wohnhaft gewesen in Sagradofka; Eva, verheiratet an Jakob Klaassen, wohnhaft bei Alexander; Susanna, verheiratet mit G. Warkentin, wohnhaft in Grünfeld.

Die ebengenannten Wohnorte sind die uns zuletzt bekannten. Also liebe Onkel und Tanten, wenn Ihr diese Zeilen leset, oder wenn Euch dieselben durch jemand mitgeteilt werden, so verfehlt doch nicht, uns brieflich oder durch die „Rundschau" Eure genauen Adressen mitzuteilen. Wir werden das Nähere dann schon brieflich besorgen. Um Euch das Schreiben an die Geschwister meiner Frau zu ermöglichen, lasse ich deren Adressen hier folgen: Heinrich Vogt, Menno, Adams Co., Washington, U. S. A. Schwester Katharina wohnt in Alberta, ihre Adresse ist; Jakob Kliewer, Didsbury, P. O., Alberta, Canada, Nordamerika. Eva ist wohnhaft in Plum-Coulee, ihre Adresse ist: John W. Vogt, Plum-Coulee, Manitoba, Canada, Nordamerika. Elisabeth wohnt in Sask., ihre Adresse ist: Jakob Neufeld, Hochfeld, Hague P. O., Sask., N. W. T., Canada, Nordamerika. Die Adresse der Eltern ist: Peter Letkemann, Reinland, Manitoba, Canada, Nordamerika.

In der Hoffnung, daß diese Zeilen in die richtigen Hände gelangen werden, zeichnet, J. P. Müller.
Reinland, Manitoba,
Canada, Nordamerika.

Rußland.

Wassilow, den 6. Feb. 1902. Werter Editor! Da ich durch einen Freund in Amerika aufgefordert wurde, etwas von uns hören zu lassen, so bitte ich folgende Zeilen in die „Rundschau" aufzunehmen.

Zuerst wünsche ich allen meinen Freunden und Geschwistern viel Kraft von oben, um als ein Licht in dieser dunkeln Welt zu leben, damit wir einst alle zum ewigen Lichte empor gehoben möchten werden, wo keine Finsternis noch Wechsel des Lichts stattfinden wird.

Wir, in unserm Geschwisterkreise haben viele Veränderungen erfahren müssen; unser lieber Bruder in Orechow ist kürzlich gestorben. Erst hieß es, er hätte den Typhus, doch hatte er sich so weit erholt, daß seine l. Gattin zu ihren Kindern Töws nach Jekaterinoslaw fahren konnte, wo ein Töchterlein angekommen war. Da auf einmal bekam er ein Karbunkel im Genick, und in einer Zeit von vier Tagen war er eine Leiche. Er hat große Not ausgestanden, oft hat er die Hände zum Himmel emporgehoben und gebetet. Der liebe Gott hat ihn auch bald von den Leiden erlöst. Gottlob, wir haben eine gewisse Zuversicht, daß er glücklich hinübergegangen ist; obzwar ihm die Sprache genommen war, so können wir ihm doch das Zeugnis geben, daß er bekehrt und wiedergeboren war. Als bei uns im vorigen Jahre Silberhochzeit war, da war der Bruder und seine l. Gattin auch bei uns. Sie wurden sehr glücklich, daß er uns noch später durch Briefe hat zu verstehen gegeben, daß er Frieden im Blute des Lammes gefunden habe. Es schickte sich nämlich so: Bruder Schulz von Liebenau predigte auf unserer Silberhochzeit sehr ernst, so daß die Hochzeitsgäste alle sagten: „ja, wenn so die Silberhochzeit gefeiert wird, dann muß Gottes Segen folgen. Br. Johann Janzen schrieb, daß er oftmals noch der seligen Stunden gedenke, die er bei uns genossen hätte. Die Hochzeitsgäste brachten uns viele Segenswünsche, und Geschenke, so daß wir sagen mußten: O Gott, Du giebst mehr, als wir zu bitten verstehen. Die Kosten, die wir hatten, wurden reichlich erstattet, und den Gästen zu dienen war uns eine Lust. Ich dachte meiner l. Gattin würde es doch zu schwer sein, aber sie ist schön gesund geblieben. Es ist schon bereits wieder ein Jahr verflossen nach der Hochzeit, und schon ist der Bruder Johann Janzen gestorben. Auch Schwager Heinrich Dyck von Nummer 3, Leonidofka, auf dem Ignatjewsland, ist vor 14 Tagen gestorben. Er ist etliche Jahre kränklich gewesen, immer Husten und schwere Luft; die Weihnachtsfeiertage waren wir bei ihm zu Gast, er hatte noch ziemlich Appetit zum Essen, aber er war doch nur schwach. Er hatte sich gesehnt, so wie seine l. Frau zu sterben. Viel Unruhe hat er in dieser Welt nicht gemacht, fleißig in seiner Mühle gemahlen, so daß er seinen nachgebliebenen fünf Töchtern, von denen drei verheiratet sind, ein ganz schönes Kapital hinterlassen hat. Aber unser Bruder Johann Janzen hat mehr in dieser Welt gewirkt, ist zwanzig Jahre Stadthaupt gewesen, da hat er viel Kummer gehabt mit den reichen Ständen; aber die Armen haben ihn sehr geachtet. Gegen 4000 Personen sind seiner Leiche gefolgt; auch die hohe Regierung wußte gut, was sie an ihm hatte, denn er hatte als Anerkennung drei Madaillen bekommen. Johann Janzen hat hin und wieder das Amt niederlegen wollen, aber der Gouverneur hat ihn nicht losgelassen. Der Gouverneur hatte gesagt, solche Städte wären selten zu finden, die von Schulden frei wären, und dazu noch elftausend Rubel Kassengeld hätten, trotzdem sie zwei große dreiklassige Schulen gebaut, sowie eine neue Kirche. Trotzdem er von etlichen Kaufleuten so verleumdet wurde, weil er ein Deutscher war, so hat er es doch immer wieder angenommen. Gott möge es ihm vergelten, denn in dieser Welt ist es ja immer so: „Undank ist der Welt Lohn."

Berichte noch, daß unsere Schwester Schapanski noch ganz munter ist. Bruder Franz Janzen ist kränklich. David Janzen sind sehr munter. Heinrich und Peter Janzen geht es nicht gut auf dem Fürstenlande, ich weiß nicht, warum sie nicht nach Amerika übersiedeln. Kann sein, wir besuchen die Amerikaner noch, wenn's Gottes Wille ist. Kornelius Janzens, sind ganz froh und gesund. Die l. Schwägerin Johann Janzen und ihre Kinder konnten fast nicht getröstet werden, daß ihr Gatte und Vater so schnell abgerufen wurde.

Die eine Mühle steht noch immer, die ist nicht viel wert, die andere Mühle ist alt und ziemlich abgenutzt, mahlen thut sie noch gut. Oft ist von dem großen Reichtum gesprochen worden, es würde sich doch ein mancher täuschen, wenn es jetzt sollte verkauft werden. Hier bei uns in Slawjansk ist eine Dampfmühle zu haben, ganz billig, aber keiner findet sich dazu, denn die Zeit ist zu drückend.

Die Witterung ist hier sehr gelinde gewesen, wenig Schnee und Frost; jetzt im März fängt erst der Frost und Schnee an, es ist schon so bei 13 Grad unter Null gewesen. Die Leute hier bei uns in Petrowka haben schon zum Teil im Februar Getreide eingesäet, vielleicht müssen sie noch einmal säen.

Grüße denn noch herzlich alle meine l. Geschwister Schröders und Kofelds mit samt ihren Kindern.

Auf Wiedersehen, wenn nicht hier, dann dort oben im Himmel.

Eure Euch liebenden Geschw. und Onkel

Abraham Janzen.

Romanowka, den 14. Februar 1902. Werter Editor; Dieweil wir gar keine Nachricht bekommen von Amerika, so will ich mal durch die „Rundschau" ein Lebenszeichen von uns geben.

Wir sind, Gott Lob und Dank, noch gesund. Es wohnen in Amerika viele Freunde und Bekannte, welche aus Blumengart, Rußland, dorthin gezogen sind, nämlich meines Mannes Onkel und Tanten, Johann Schellenbergs und deren Kinder, ob sie noch am Leben sind? wo sie wohnen wissen wir nicht. Ferner ist da Onkel Peter Friesen und eine Tante Tießen; wir möchten gerne mal Nachricht von Euch haben, auch von unseren gewesenen Nachbarn Isbrand Friesens und deren Kindern. Peter Zacharias waren auch unsere Nachbarn, sollten sie die „Rundschau" nicht lesen, so giebt sie ihnen vielleicht jemand zu lesen. Ich erinnere mich oft an die alten Freunde, es sind da noch viele Bekannte, wenn ich sie alle sollte beim Namen nennen, das würde doch zu viel sein.

Meinen Vater haben wir jetzt bei uns, weil er sonst keine Kinder mehr hat, von zehn bin ich noch allein. Mein Vater ist David Penner, er ist schon im 79. Jahre. Wir sind aus Blumengart nach Iganatjef, Semenowka, gezogen.

Es hat hier dieses Jahr wenig Getreide gegeben, auch sehr wenig Kartoffeln.

Schnee haben wir diesen Winter fast keinen gehabt, auch war es bis jetzt nicht sehr kalt.

Bitte, schreibt alle an uns.

Anna u. Bernhard Schellenberg,
Semenowka, Post Nju York,
Gouv. Jekaterinoslaw, Rußland.

Lugowsk, Gouv. Samara, den 18. Feb. 1902. Als Rundschauleser hoffe ich, daß das Blatt auch diese Zeilen aufnehmen, und es uns möglich machen wird, Nachricht an Freunde und Bekannte sowohl in Amerika als auch in Rußland, zu bringen.

Da wir durch die „Rundschau" vergangenes Jahr viele unserer Freunde besuchen durften, welches die Folge hatte, daß einige derselben uns durch Briefe, und andere durch die „Rundschau" uns besuchten, ist somit die Reihe jetzt wieder an uns gekommen.

Der l. Onkel Peter Becker von Süddakota und die l. Nichten, Töchter des l. Onkels Bernhard Becker von Chiwa erfreuten uns mit Briefen durch welche uns auch Kunde von vielen unserer Freunde in Amerika wurde, herzlichen Dank dafür. Auch wurde uns bald darauf ein Besuch des l. Onkels Friedrich Schartner durch die „Rundschau" sowie auch des Freundes Jakob Janz, welcher meiner Nichte Susanna, Bernhard Beckers Tochter, Mann ist. Durften auch noch später lesen von der Besuchsreise in Gemeinschaft mit Vetter Friedrich Dirks nach Kansas und Oklahoma, wobei denn auch die Namen der l. Vettern Tobias, Abraham und Jakob Dirks, Erwähnung fanden. Herzlichen Dank, wir haben alles mit Interesse gelesen; laßt auch in Zukunft von Euch hören. Ob Onkel Peter Becker wohl den Brief von uns erhalten hat? — Von meiner l. Frau Freundschaft hat sich noch keiner hören lassen, außer Jak. Schierling, welcher meiner Frau Onkel ist. Hüberts von Nebraska waren einen Tag bei uns.

Wir hatten hier vergangenes Jahr eine sehr schwache Ernte, so daß es bei manchem auf unserer Ansiedlung recht knapp hergeht; doch der Herr weiß warum; möchte doch ein jeder bei sich selbst nach der Ursache forschen, und willig werden, ihm allein zu dienen von ganzem Herzen. Der

vergangene Sommer und Herbst war sehr trocken; jetzt haben wir sehr viel Schnee, auch ist der Winter ziemlich stürmisch gewesen, doch nicht sehr kalt. Mein Vetter Bernhard Köhn fragt in einer Rundschau-Nummer nach der Adresse des Jak. Penner, mit welchem er zusammen in Rudnerweide gedient hat, sollte er sie noch nicht wissen, so lasse ich sie hier folgen: Gouvernement Samara, Station Sorotschinskaja, Dorf Kaltan.

Hiermit allen l. Freunden und Bekannten in Amerika, Südrußland und Chiwa noch einen herzl. Gruß. Uns alle der Gnade Gottes anbefehlend, Eure Freunde,

Elisabeth u. Jak. Schartner.

Schönau, den 28. Feb. 1902. Werter Editor! Da wir in Amerika so viele Freunde haben, so bitte ich folgende Zeilen in die Spalten der „Rundschau“ aufnehmen zu wollen.

Berichte zuerst unseren l. Freunden in Marion, Kansas, daß unsere l. Mama am 24. Nov. im Herrn entschlafen ist. Ich schrieb damals gleich einen Brief, aber ob Sie, lieber Onkel, den erhalten haben, darüber haben wir keine Nachricht. Mama wurde 80 J., 11 M. und 6 T. alt. Nach der Krim, Karassan, schrieb ich auch gleich, habe auch Nachricht von Tante Unruh und Tante Giesbrecht erhalten. Am 19. Februar erhielten wir zwei Photographien von Jakob D. Schmidts, einen herzlichen Dank dafür!

Nun l. Onkel und Tante, bitte uns bald einen recht langen Brief zu schreiben. Wir haben ja dort in Amerika mehrere Vettern und Nichten, die wir gar nicht kennen, so auch David Unruhs Kinder, waren damals noch klein als Ihr nach Amerika auswandertet. Auch sind dort noch von unserer l. Mama Vettern und Nichten, welche vielleicht die „Rundschau“ lesen, wenn nicht, so sind doch noch viele von denen am Leben, die von Alexanderwohl ausgewandert sind. Wir sind übrigens gesund mit unserer Familie. Unsre Kinder heißen: Anna, Eva, David, Peter, Katharina, Abraham, Heinrich und Johann. Alle sind schön gesund, die Töchter sind verheiratet. Bruder Peter hat schon die zweite Frau, wohnt auf Grünfeld, hat 2 Kinder, Jakob und Katharina Beckers haben 4 Kinder am Leben, Maria, Anna, Aganeta und Peter. Von Abraham sind 3 Kinder, von Heinrich 2 Kinder.

Wir haben einen sehr gelinden Winter, wenig Schnee und wenig Frost, beinahe immer Kot, so daß zuweilen schlecht fortzukommen ist. Das Wintergetreide steht schön, so daß, wenn der Herr seinen Segen auch ferner giebt, wir auf eine gute Ernte hoffen können.

Wir hatten meiner Frau Schwester, David Hüberts von Nebraska, zu Gaste, kamen den 7. Dezember hier an und fuhren den 21. Dezember wieder nach der Molotschna ab. Wir erhielten den 19. Februar eine Karte von ihnen, werden jetzt wohl bald über den Ozean sein; der Herr wolle sie auf ihrer Heimreise beschützen. Wir haben auch noch einen Schwager in Oklahoma, F. Heidebrecht, die Frau ist meiner Frau Nichte; seid auch von uns gegrüßt. Ich sandte Euch Melonensamen, habt Ihr ihn erhalten? bitte zu berichten.

Verbleiben grüßend Eure Geschwister.

David u. Katharina Unruh.

Unsere Adresse ist: Post Tiege, Orloffer Wollost, Gouv. Cherson, Schönau.

Nestelejewka, den 1. März 1902. Ich habe für dieses Jahr die „Rundschau“ verschreiben lassen durch Johann Nickel in New York und das Blatt gefällt hier in unserer Kolonie schon vielen, so daß ich hoffe, bald mehrere Exemplare zu verschreiben; ich werde mir Mühe geben, die „Rundschau“ zu verbreiten.

Da ich viele Bekannte in Amerika habe, von denen ich schon lange keine Nachricht bekommen habe, so will ich versuchen durch die „Rundschau“ in Verbindung mit ihnen zu treten. Zuerst lieber Freund August Klingenberg: in No. 6 der „Rundschau“ ließest Du anfragen, nach Deinen Verwandten in Annenfeld und Chortitz, ich werde Dir berichten: Der Mann von Deiner Nichte heißt nicht Johann, sondern Rudolf Müller, ich bin sein Bruder. Er wohnt in Nischnedneprofsk bei Ekaterinoslaw in der Stampagne Fabrik. Henriette ist noch am Leben, ich habe sofort Eure Adresse hingeschickt, und hoffe, daß sie an Euch schreiben werden. Eduard Klingenberg dient an der Ekaterinenbahn schon über 15 Jahre, er hat einen ganz schönen Lohn und wohnt auf der Station Pitschugino. Ferdinand Klingenberg wohnt in Schorneglas, seine erste Frau ist tot, er hat sich wieder verheiratet. Wisset Ihr auch wo die alten Johann Klingenbergs wohnen, und leben sie noch? es sind meines Bruders Schwiegereltern. Wo wohnt die Justine? kannst sie von uns allen sehr grüßen.

Meine Nachbarn Johann und Kornelius Bluhm lassen anfragen, ob ihr Bruder Jakob Bluhm noch lebt; wenn jemand sollte davon hören, so bitte ich, berichten zu wollen. Früher hat er Berlin Str. No. 14, Cleveland, Ohio, Amerika, gewohnt.

Nachbar Friedrich Neuman, früher Rosenberg, hat schon lange nichts von seinen Kindern gehört; ihre Adresse war M. Johann Koslowsky, Fonstoan Str. 48, Winnepeg, Manitoba.

Allen Freunden und Verwandten wünsche ich noch den Frieden Gottes und die Gemeinschaft Jesu.

Mit herzlichem Gruß an alle Rundschauleser.

August Müller,
Süd-Rußland, Gouv. Ekaterinoslaw, Kolonie Nestelejewska, Station Losowoi, L. S. Eisenbahn.

Anadol, den 5. März 1902. Werte „Rundschau“! Da Du ein Bote bist, der schon oft Freunde und Verwandte aufgefunden, so will auch ich sehen, ob ich meine Zwecke erreichen kann. Um meine Freunde in Amerika aufzufinden, wende ich mich an die „Rundschau“, denn wir wissen nicht ihre Adresse und sie nicht die unsere. Wir haben schon seit mehreren Jahren keinen Briefwechsel gehabt. Es sind da meine Vettern Jakob, Johann und David Dücks, welche früher in Mountain Lake, Minnesota, wohnten, den gegenwärtigen Wohnort weiß ich nicht. So will ich noch meiner Mutter Brüder und Onkel nebst Stiefeltern auffinden; ihre Brüder heißen: Kornelius Voth, (seine Frau eine geb. Kornelia Heidebrecht) von hier nach Kansas gezogen; Johann Voth, (seine Frau eine geb. Helena Nachtigall). Ferner sind ihre Onkel Kornelius und Johann Voth, früher gewohnt im Dorfe Waldheim. Ihre Stiefeltern sind Johann Voths; auch ist da Jakob Hosse, seine Frau ist eine geb. Maria Voth, aus Dorf Waldheim. Ich bitte die oben angeführten Freunde auf diese Zeilen aufmersam zu machen, wofür ich herzlich danke.

Meine Heimat ist im Samarischen Gouvernement, Station Zoroka, Dorf Jugowka, wo meine Eltern noch wohnen, sie heißen Kornelius und Elisabeth Dück. Mutter ist eine Voths Tochter von Waldheim, sie haben früher im Taurischen Gouvernement, Dorf Sparrau, gewohnt. Soviel mir bewußt ist, erfreuen sie sich der schönen Gesundheit, sowie auch meine beiden Brüder und ich, wofür wir dem Herrn sehr dankbar sind. Wir sind nur drei Brüder, die Schwester ist hinübergeeilt in die Ewigkeit. Meine Brüder heißen Kornelius und Johann Dück.

Nun will ich berichten von meinem Aufenthalt: seit 1899 den 1. März bin ich auf der Anadolschen Forstei im Dienst, es ist dieses das letzte Jahr, dann geht es wieder nach der Heimat Samara.

Einen herzlichen Gruß an alle lieben Rundschauleser und den Editor.

Heinrich Dück.

Meine Adresse ist: Heinrich Kornelius Dück, Weliko-Anadolische Forstei, Gouv. Ekaterinoslaw, Südrußland.

Werte „Rundschau“! Wir haben durch Dich von dem Ableben unsres l. Schwagers Jacob Voth (früher Kleefeld, Rußland) erfahren, was uns sehr nahe geht. Wir sind hier in Rußland mehrere Geschwister der nachgebliebenen Witwe J. Voth, trauern tief mit ihr und ihren Kindern, worunter noch mehrere sein werden, die sich noch meiner erinnern können. Wir haben uns alle herzlich beteiligt an dem Leid, das Euch betroffen hat, uns aber auch sehr gefreut über das Blatt, das uns die so lange, schmerzlich entbehrte Nachricht brachte von Eurem Aufenthalte; nur schade, daß keine genaue Adresse angegeben war. Vielleicht kann jemand der Leser, wenn diese Zeilen nicht von der l. Schwester gelesen werden sollten, uns die genaue Adresse senden. Solltest Du aber, l. Schwester, oder einer von Deinen Söhnen diese Zeilen lesen, so wisse, daß noch rechte Geschwisterliebe für Dich in Rußland existiert und sich sehnt zu erfahren wie es Euch geht. Ich und Schwester Agatha wohnen hier in der Krim bei Spat im Dorfe Tischi.

Adresse: Sarabus, Spat, Tischi,

Heinrich Neufeld.

Unter dem Titel „Ein trauriger Vorfall“ wird uns von David und Sara Klaassen in Neu Chortitz (Rußl.) in Gedichtform ein Unglück, bei dem die Söhne einiger bekannter mennonitischer Familien den Tod fanden, mitgeteilt. Da wir jedoch derartige Gedichte nur in den seltensten Fällen in Gedichtform aufnehmen, so geben wir den Inhalt hier, soweit er uns verständlich ist, in Prosa wieder:

Die Söhne des Heinrich Epp und des Abraham Enns von Felsenbach waren vom Forsteidienst bei den Ihrigen auf Urlaub eingetroffen. Nachdem sie sich eine zeitlang im Elternhause gemeinschaftlich des Wiedersehens mit den Ihrigen gefreut, schlug die Trennungsstunde wieder und die jungen Leute machten sich am 23. Februar auf den Rückweg zum Dienst nach Gurowka.

Nach ca. 12 Tagen bekamen die Eltern ein Telegramm, daß ihre Söhne nachts in ihren Schlafräumen durch Rauch erstickt seien. Drei andere junge Leute welche mit Epp und Enns zusammen in einem Raum schliefen, kamen mit dem Leben davon, klagen jedoch noch jetzt immer über große Schmerzen.

Unterhaltung.

Der Tempelhauptmann.

Von Anton Ohorn.

(Fortsetzung.)

„Wer darf es wagen, mich Verräter zu nennen? Im ehrlichen Kampfe bezwungen, und noch mehr besiegt durch Roms Großmut, thue ich, was ich für das Heil meines Volkes halte..."

„Hier ist unser Heil!" rief Johannes und schlug an sein Schwert. — „Wenn Du aber frägst, wer Dich einen Verräter nennt — nun wohl, ich thue es, Johannes aus Giskala, der in Jotapata Zeuge war, wie Du die Römer eingelassen beim Cedernthor, indes die anderen am oberen Thore bluteten...."

„Kein Pakt mit Dir, Josephus Flavius!" sagte nun fest und ernst Eleazar.—„Schaffe diesen fort, Marcus, wenn wir überhaupt verhandeln sollen. Seine Gegenwart beschimpft uns, Centurio....und eines Wortes nur braucht es, und das Volk von Jerusalem wird ihn steinigen!"

„Hinaus mit ihm!" schrie auch Johannes, und sprang wild und zornig gegen Joseph, der erschreckt zurückwich.

„Geh'!" sagte der Römer zu seinem Gefährten, und bebend vor Scham, Zorn und Angst wandte sich dieser ab. Da erst erhob sich auch Simon und rief ihm mit beißendem Hohne nach:

„Wenn Du die Geschichte dieser Tage schreibst, Flavius Josephus — vergiß nicht den Verrat von Jotapata und diese Stunde! — Brüder — wandte er sich zu den beiden anderen — daß man es wagt, durch einen solchen mit uns zu verhandeln, hat uns einiger gemacht, als es irgend ein anderes vermöchte. — Nun laßt uns hören, was Titus uns zu sagen hat!"

„Sprich, Centurio!" sagte Eleazar, und mit seiner ruhigen, männlichen Würde begann Marcus:

„Ich weiß nicht, ob ich davon sprechen darf, daß mir das Herz blutet um dieses Streites willen, denn ich bin nicht gesandt, hier meine Gefühle auszudrücken, aber es drängt mich, es zu sagen, daß ich Eure Stadt liebe und Euer Volk schätze und weiß, daß Unbill und Härte Euch hineingetrieben haben in diesen Kampf. Aber er ist ungleich, und sein Ausgang nicht zweifelhaft. Roms beste Legionen stehen vor Euren Thoren und ein junger entschlossener Feldherr, der die Ehre seines Namens und den Ruhm seiner Nation nicht preisgeben will. Doch auch ihm beseelt Milde das Herz, und so läßt er Euch entbieten: Anerkennt die Herrschaft Roms und leistet die Steuern wie vordem und alles soll vergessen sein. Einen gerechten Statthalter, einen wohlwollenden Landpfleger sollt Ihr finden — darum vermeidet das Schlimmste: Unnötiges Blutvergießen und den Untergang Eurer heiligen Stadt!"

Laut und höhnend lachte Simon bar Giora, und mit erregter Hand spielte Johannes am Griffe seiner Waffe, indes er mit erwartungsvollen, heißen Blicken nach Eleazar schaute. Dieser hatte sich erhoben:

„Marcus Tibullius — hast Du die Mauern gesehen und die Türme wie aus Erz, die unsere Stadt schirmen? Sie machen sie unüberwindlich, wenn die Begeisterung und die Eintracht ihrer Verteidiger dazukommen. Bis heute—zu unserer Schande sei es geoffenbart — lebte die Zwietracht in unseren Straßen, und der Bruder war bereit, den Bruder zu erwürgen; seitdem des Titus Lager in Zophim ist, ist es anders geworden. Das melde Deinem Herrn und künde ihm, außer Josephus Flavius sei augenblicklich kein Verräter in Jerusalem — wir aber werden kämpfen, so lange wir einen Atem in der Brust haben. Ist das Eure Meinung?"

Simon erhob sich: „Noch steht die Hochburg Davids und Zions feste Türme — aber fester noch steht die Kraft seiner Männer!"

„Blut und Leben für Juda und Jerusalem!" rief begeistert Johannes — „und kein Vertrag mit den Römern, denn die Stadt Gottes kann nicht untergehen durch Heidenhand, und Jehovah selbst wird sein Heiligtum schützen!"

„Centurio — Du hörst das ganze Volk von Jerusalem! Geh', künde Deinem Herrn, was Du gesehen und erfahren, künde ihm, daß wir, die Führer, vor Deinen Augen und Ohren gemeinsam den Eid geleistet haben, bis zum letzten Tropfen Blutes zu streiten. Auf, Simon und Johannes—schwört bei dem Zorn Jehovahs, bei den Gebeinen unserer Väter, bei dem Schwerte Judas des Makkabäers!"

Das war wieder jener Eleazar, den der Glanz der Hasmonäerzeit umleuchtete, aus dessen Augen, aus dessen männlichem Antlitz die volle Heldenkraft redete, die in allen Lagen überwältigend war, und die beiden anderen vermochten sich dem Eindruck nicht zu entziehen:

„Bei Jehovahs Zorn — bei unserer Väter Asche — beim Schwerte Makkabis...."

„Möge es niemals Euch gereuen! So sehr ich Heldenmut schätze, auch seine Berechtigung endet da, wo Hunderttausende unschuldig, nutzlos zur Schlachtbank geführt werden!" sagte Marcus — Eleazar aber erwiderte:

„Die Meinung Roms ist nicht die unsere. — Geh', und nimm den Verräter mit Dir. Ich weiß, Du bist zu edel, als daß er nicht Deiner Verachtung sicher sein sollte, und wenn Titus ihn mit einer purpurnen Toga bekleidet — aber sorge, daß er nicht zum anderen Mal Jerusalem betrete — ihn könnte nicht seine Sendung schützen vor dem Zorne seines Volkes!"

Der Centurio wendete sich mit höflichem Gruße, aber noch einmal kehrte er sich um und sagte:

„Eleazar — — entbiete Deiner Mutter und Schwester meinen Gruß — ich vergesse nie, was sie mir geworden sind und gegeben haben!"

Ein Schatten flog über das Gesicht des Tempelhauptmanns, aber er sprach:

„Ich werde Deinen Wunsch erfüllen. — Auf Wiedersehen im Kampfe, Centurio!"

Da Marcus gegangen, trat Eleazar auf Johannes zu, der bei des Römers letzten Worten bleich geworden, und sagte:

„Johannes — was verdiente Joseph, der Jotapata verraten?"

„Den Tod der Steinigung!" sagte erregt der Gefragte.

„Und wenn er Deines eigenen Vaters Bruder, Dein eigen Blut wäre?"

„Den ersten Stein würfe ich selbst nach ihm!" entfuhr es den Lippen des Giskalers.

„Johannes — und warum grollst Du, weil ich Ezekias opferte? — Sollte ich warten, bis er Jerusalem verraten hätte, wie jener Jotapata verriet?"

Dunkle Röte flammte über das Gesicht des andern, er verstand Eleazar und in seiner stürmischen Weise reichte er dem Tempelhauptmann beide Hände:

„Ich meine, Du hast recht gethan! Hier — ich bin der Deine, und helf mir Gott, wenn ich im Schutze des Tempelbergs Dich verlasse. — Mizpah wird mir vergeben, ich kann ja nicht anders!"

Er stürzte hinaus, mit einem seltsamen Lächeln um die Lippen folgte ihm Simon, und zuletzt schritt Eleazar langsam durch die Tempelhallen. Er war frischer und freier, wie seit langer Zeit, und seine Seele war voll Zuversicht.

Schon am anderen Tage rückte das römische Heer näher, und die Gärten und Baumpflanzungen im Norden und Westen der Stadt wurden verwüstet, und aus vereinzelten da draußen liegenden Gehöften stieg der Feuerschein. Bald konnte man bemerken, wie eine Legion am Abhang des Oelbergs ihr Lager absteckte, aber der ungestüme Johannes überfiel und vertrieb sie.

So waren die Tage des Passahfestes herangekommen. In dichten Scharen strömte das Volk nach dem Tempel, festlich klangen die Trompeten der Priester und die Gesänge der Leviten, das Blut zahlloser Opferlämmer floß, und dichter stieg die Rauchsäule empor von dem Brandopferaltar, während in den Vorhöfen und im Allerheiligsten kostbares Räucherwerk seinen berauschenden Duft weithin verbreitete. Es war, als sei kein Feind in der Nähe. Die Passahfreude erfüllte die Herzen und mit derselben auch die Zuversicht auf den alten Bundesgott, der sein Volk nicht verlassen und für dasselbe streiten werde, wenn es notthue.

Titus aber rechnete mit den religiösen Anschauungen und Satzungen der Juden. Er hoffte während des Festes ungestört die Belagerungsarbeiten aufnehmen und fortführen zu können, und so kam es, daß, während Jerusalem im Tempel auf den Knieen lag, die mauerhohen Erdwälle vor der Stadt allmählich wuchsen, daß ohne Widerstand Schleuder- und Stoßmaschinen auf denselben aufgestellt werden konnten, bis endlich eines Morgens in die Posaunenklänge des Priesterchors und in die Segensworte des Hohenpriesters die dumpfen Schläge der Widder und Mauerbrecher erdröhnten, die gegen die Wälle geschleudert wurden. Eine gewaltige Erregung faßte das Volk. Lauter beteten die Priester, daß Jehovah seine Stadt und sein Volk schirme, auf dem Angesicht lagen die Frauen, Kinder und Greise, aber in den Männern regte sich trotz religiöser Scheu der Kampfeszorn und die Streitlust — es brauchte nur des befreienden Rufes.

„Auf, im Namen Jehovahs! — Sie entweihen seinen Festtag, nicht wir! Vorwärts, ihr Männer von Jerusalem, zu den Waffen!"

Das war die Stimme Eleazars, des berufenen Führers, und trotz des Mahnens der Priester eilten alle Streitbaren hinaus nach der Mauer, die meisten noch im festlichen Gewande, und in die Passahluft mischte sich der Schlachtruf. Da geschah auch im Vorhofe der Weiber Seltsames. Naemi hatte mit den Frauen anbetend auf den Knieen gelegen und das Angesicht zur Erde gebeugt. Beim Dröhnen der Sturmböcke und dem dumpfen Widerhall der gegen die Mauer geschleuderten Steine hob sie das Haupt; ihre Wangen glühten, ihre Augen flammten. Da vernahm sie den Ruf ihres Mannes, und wie die anderen ihm folgten zum blutigen Passahfest da draußen. Eine zornige Wildheit überkam sie; wie eine Prophetin stand sie plötzlich inmitten der anderen Weiber und rief überlaut:

„Judas Frauen haben Heldenblut! — Auf! Was säumen wir? — Schafft siebend Oel und Felsgestein auf die Mauern — laßt uns den Mut der Männer entflammen....Moriah und Israel!"

Der alte Feldschrei im Munde des Weibes hatte eine wundersame Wirkung. Als die anderen sie so stehen sahen als eine Göttin des Kampfes, da erfaßte auch sie eine ungekannte Wildheit. Sie stürzten hinaus aus dem Heiligtum, mit wehenden Gewändern, in Festesschmuck stürmten sie in die Häuser und auf die Mauern, und Naemi war den anderen voran. Aufjauchzend erfaßte sie mächtige Steine und schleuderte sie hinab auf die Römer, in gewaltigen Kesseln ließ sie Wasser und Oel siedend machen, und sie selbst stieß die furchtbaren Gefäße um, daß die mordende Flüssigkeit sich ergoß über die Häupter der in grauenhaften Schmerzen aufbrüllenden Getroffenen, und so stand sie neben Eleazar, und jenes seltsame Grauen, das bei dem dämonischen Wesen seines Weibes ihn gar manchmal durchschauert, überkam ihn wieder. Dabei war sie von überwältigender Schönheit und schien von übermenschlicher Kraft, und als die Juden sie erblickten, jauchzten sie ihr zu....wie in wilder Trunkenheit, angefeuert von dem Mute des Weibes, stürmten sie hinaus zu dem Thore, und bald waren die Römer hinter ihren Erdwall zurückgedrängt.

Siegeslieder hallten durch die Gassen... im Tempel aber klangen schwertönig die Gesänge der Priester und der Hohepriester lag im Allerheiligsten vor Jehovah und betete:

„Herr, gehe nicht ins Gericht mit Deinem Volke, das Deine Verheißungen vergißt und an Deinem heiligen Festtage weltliche Werke thut und sich verunreinigt mit Waffen und Blut! Herr, Herr, schone Israel um seiner Sünden willen, daß es sich bekehre und hoffe auf den Herrn, den Messias, den Du senden wirst zu seiner Zeit!"

Den ganzen Tag über beteten die Priester....in der darauffolgenden Nacht aber sah man zum ersten Male mit unheimlichem Glanze einen schwertähnlichen Stern am Himmel. Die Zeit vorher war es trübe gewesen und Wolken hatten ihn verdunkelt, von nun an aber erschien er jede Nacht und goß sein rotes, düsteres Licht über den Tempel und den Brandaltar, und furchtsame Gemüter sahen in ihm ein grauenhaftes Warnungszeichen.

Sarah und Mizpah lebten zurückgezogen in ihrem Hause; Jonathan, von dem sie gehofft hatten, er werde bei ihnen bleiben, verließ den Freund nicht, an dem er noch immer mit seiner schwärmerischen Seele hing — und es war so besser für die beiden, denn ungestörter konnten sie ihre Herzen gegenseitig erschließen, gemeinsam das Evangelium lesen und nach den Worten des Messias ihr Leben einrichten. Ob es auch in der ganzen Stadt gährte, ob sie auch das Dröhnen des Kampfes dumpf vernahmen, ihre Ruhe vermochte es nicht zu stören, sie fühlten sich in der Hand des Herrn. Noch hielten sie es wie ein liebes Geheimnis verborgen, daß sie Christen seien — warum sollten sie auch davon sprechen und unnötig den Haß herausfordern? Wohl hatten sie zum Osterfeste auch den Tempel nicht besucht....aber da sie von allem sich zurückzogen, hatte man sie, zumal bei der Erregung jener Tage, nicht vermißt. Sie hätten kaum erfahren, wie es um die Stadt stehe, wenn nicht eine alte Dienerin ihnen stets genaue Kunde gebracht hätte. Denn auch Eleazar sahen sie nur selten, und sie meinten, es gehe stets ein Geruch von Blut von ihm aus.

Der Tempelhauptmann war ehrlich genug gewesen, seiner Mutter und Schwester den Gruß des Centurio Marcus zu überbringen; er sah, wie dabei das Antlitz Mizpahs sich lieblicher färbte, aber er schwieg eingedenk dessen, was sie einst versprochen hatte. In ihre Seele war jedoch eine neue Unruhe gekommen. Niemals hatte sie den jungen Römer vergessen, aber sie hatte ihr Empfinden nieder-

gekämpft, auch wohl geglaubt, daß sie für immer räumlich von ihm getrennt sei. Da mußte sie mit einem Male erfahren, daß er wieder in ihrer Nähe weile, und daß er noch immer ihrer denke. Wenn sie nun allein saß auf der Terrasse, ertappte sie sich, daß ihre Augen hinüberschweiften nach der Richtung des römischen Lagers, daß ihre Seele ihn suchte, und in ihren Gebeten konnte sie seiner niemals vergessen, wenn er auch als Feind vor den Thoren ihrer Vaterstadt lag. Und wenn sie von fernher das Getümmel des Kampfes vernahm, dann überkam sie wohl auch Bangen und Unruhe.

Langsam gingen die Tage, aber die Nachrichten, welche die Dienerin brachte, lauteten immer weniger günstig. Die äußere Mauer war von den Römern genommen und auch die Vorstadt Bezetha war nach 15 Tagen in ihrer Hand. Nun hatten sie vier Dämme errichtet gegen die Burg Antonia, die, auf einem 90 Fuß hohen Felsen erbaut, mit ihren Türmen und Zinnen ein wahrhaft königlich stolzes und trotziges Bollwerk für Jerusalem bildete, sowie gegen die zweite Mauer. Die Bedrängnis der Belagerten wuchs. Dazu kamen aber noch schlimme Vorzeichen. Jede Nacht standen die Leute in den Gassen und auf den flachen Dächern und sahen den unheimlichen Schwertstern über Moriah leuchten, und die aufgeregte Phantasie schaute noch anderes: Man wollte zu nächtlicher Stunde hoch in den Lüften feurige Wagen und Reiter erblickt haben, und das Gerücht davon ging Mut lähmend von Mund zu Munde. Die Priester aber erzählten, daß sie in einer Nacht im Tempelinnern ein verworrenes Geräusch wie von einer Volksversammlung vernommen und deutlich die Worte gehört hätten: Auf, wandern wir fort von hier! Auch war in einer der letzten Nächte das schwerste Tempelthor, das zu öffnen besondere Mühe verursachte, von selbst aufgegangen. Es mußte etwas geschehen, um die gesunkene Zuversicht zu beleben.

Da wurden um eine Mitternacht die Bewohner der Stadt erschreckt durch ein dumpfes Dröhnen, dem aufzuckender Flammenschein folgte; die Wachen auf den Mauern aber sahen, wie die Erdwälle der Römer zusammenbrachen und aus dem Boden feurige Garben emporloderten: Der unermüdliche Johannes von Giskala hatte unterirdische Gänge nach den feindlichen Belagerungswerken geführt, brennbare Stoffe in den Gewölben angehäuft, und da der unterwühlte Boden brach, schlugen die entfachten Flammen heraus.

Noch einmal erfaßte die Stadt ein Siegestaumel. Im Triumphe führten die Juden den von Rauch geschwärzten Führer durch die Straßen, ihre jubelnden Lieder erklangen, und man gab sich einem frohen Feste hin. Nur einer war ernst und trübe: Eleazar. Er erkannte, wie es unmöglich war, Zucht und Ordnung einzuführen, wie namentlich die Scharen Simons immer mehr verwilderten und rücksichtslos und räuberisch wurden, während seine eigenen Leute zwischen Mutlosigkeit und gleich Strohfeuer auflodernder Begeisterung schwankten. Und er sah noch ein anderes, ein Gespenst, das drohend herankam, vor dem man entweder noch die Augen schloß, oder das man geradezu höhnend herausforderte durch unzeitige Verschwendung. Das war der Hunger. Wenn erst die Römer allen Zugang sperrten, woher sollten die Lebensmittel geschafft werden für die Hunderttausende, die in Jerusalem waren? Er selbst hatte Sorge getragen, daß einige vermögende Männer Weizen, Oel und anderes für Jahre aufgespeichert hatten, aber die wilden Sikarier hatten die Vorratshäuser verbrannt.

So kam es, daß er an dem Morgen, welcher der That des Johannes folgte, ernst und schweigsam bei Naemi saß; sein Knabe, der prächtig gediehen war, spielte ihm zu Füßen.

„Und Du freust Dich dessen nicht, was geschehen ist?“ fragte das Weib, er jedoch erwiderte:

„Jerusalem jubelt heute, und morgen wird es wieder klagen, denn der Römer baut seine Wälle aufs neue und umstrickt uns, bis er uns erwürgt....mich faßt die Wehmut um meinen Knaben!“

„Und so redest Du, der Führer, der den anderen den Mut einflößen soll?“

„Naemi, — ich habe mich getäuscht in dem jüdischen Volke. Das sind nicht die Juden der Makkabäerzeit — das ist ein weichliches, selbstsüchtiges Geschlecht, das von einem Tage zum andern lebt — es kann den Untergang nicht aufhalten, dem es entgegengeht....“

„Aber, was soll werden?“ fragte Naemi erregt.

„Wir werden sterben, ich, Du — das Kind! — Ich weiche nicht von dem Heiligtum, dem ich zugeschworen, und die Trümmer des Tempels sollen mein Grab sein!“

Mit unheimlich großen Augen schaute das Weib ihn an, indes das Kind sorglos weiter spielte.

„Und warum werft Ihr Euch nicht hinaus, in offener Schlacht den Römer zu bestehen und seine Legionen zu vernichten, wie Judas es that mit den Scharen der Syrer? Nur mit den Tapferen ist Jehovah!“

„Du hast recht, Weib — mit den Tapferen und — mit den **Reinen**! — Wo sind sie, die Tapferen und Reinen? Schaue sie an, die zuchtlosen Banden Simons, die wilden Fanatiker des Giskalers und meine Helden aus dem Tyropöonthale und aus Bezetha! — Sie schlagen keine römischen Legionen im freien Felde, und ihre Führer sind nicht die Helden Jehovahs. Auch an meinen Händen klebt Blut — Du weißt es....“

Ein Zittern durchlief den schönen Leib des Weibes; sie riß mit Ungestüm den kleinen Knaben an sich, der plötzlich aufweinte, und sprach:

„Und Du warst der Held, an den ich geglaubt, auf den ich geschworen habe, für den ich gesündigt hätte — Du bist ein Feigling!“

„Weib!“ schrie Eleazar in tiefstem Schmerze, glühende Röte überflog sein Antlitz — „ob ich Mut habe? — Du wirst es schauen mit Deinen Augen am Ende dieser Tage. Denn eins ist klar: das Wort des Propheten Daniel wird sich erfüllen: ‚Das Ende ist Verwüstung und nach des Krieges Ausgang Verödung!‘“...

Er schritt langsam aus dem Gemache und begab sich nach dem Walle. Lärmendes, siegestolles Volk war zusammengelaufen und sah nach den gestürzten Erdwällen der Römer und überbot sich in prahlerischen Redensarten, als ob man die Feinde nur hinwegzuwischen brauchte von den Thoren oder sie hinwegblasen könnte mit dem Hauche des Mundes. Da tauchte mitten unter ihnen die hagere, gespenstische Gestalt Josua ben Anans auf, wie man gewohnt war, ihn seit langem zu sehen mit dem spärlichen, weißen, flatternden Haar um den beinahe kahlen Schädel, mit dem braunen zerfetzten Gewande und den hochgereckten dürren, braunen Armen, und er kreischte lauter als sonst: „Wehe über Jerusalem! Wehe, wehe!“

„Hinweg, verrückter Alter, mit Deinem Unheilkrächzen!“ riefen die nahe Stehenden und einer stieß den Unseligen, daß er niederstürzte, da stand Eleazar neben demselben, richtete ihn auf und führte ihn hinweg. Die Lippen Josuas aber murmelten noch immer unheimlich: „Wehe über Jerusalem!“

An demselben Tage war Jonathan mit Johannes nach dem Hause der Sarah gekommen. Der Giskaler war erfüllt wie von trunkenem Mute wegen des Gelingens seines Anschlags, und Jonathan war voll Stolzes auf seinen tapfern, siegreichen Freund. Sie trafen zuerst Mizpah, die beinahe vor ihnen erschrack und von banger Ahnung erfaßt wurde, als ihr Bruder ihr zurief:

„Hier! Juble ihm entgegen! Kränze ihn mit dem herrlichsten Kranze, er hat ihn verdient. Mehr hat er gethan als Eleazar und Simon — die Werke der Feinde hat er zerbrochen und in Trümmer geworfen....lohne ihn, denn von Dir begehrt er des Lohnes! Ich aber eile zur Mutter....“

„Jonathan!“ schrie angstvoll das Mädchen und suchte ihn zurückzuhalten, aber schon war er entschwunden, und Johannes stand hart vor ihr mit seinen glühenden Augen und hielt sie auf mit ausgebreiteten Armen.

„Höre mich an — Du **mußt** mich **hören**!“ sagte er mit heiserer Stimme, die vor Erregung bebte. — „Du hast mir einst Deine Hände auf die Stirn gelegt, und seit jener Stunde brennen Flammen in meinem Gehirn, die ich nicht löschen kann. Wie in heiligem Wahnsinn drängt es zum Kampfe, und wenn ich jauchzend die Feinde und ihre Werke vernichte, so denke ich dabei Deiner, und wenn ich wiederkehre aus dem Streite in mein einsames Haus, dann suche ich Dich und vergehe vor Sehnen nach Dir! Dir hat meine Seele gehört, seit ich Dich zum ersten Male sah bei Engaddi, Du warst es, die mich eigentlich herausgerissen hat aus dem Frieden des Essäerheims, und ich kann nicht leben ohne Dich! — Mizpah, heute, da Jerusalem mir zujauchzt, da ich Großes vollbracht, habe ich ein Recht, nach Großem zu streben, heute wagt meine Zunge das Wort: Mizpah, werde mein Weib!“

Zitternd, angstvoll wie das gescheuchte Vöglein, stand das Mädchen vor ihm und vermochte nicht sogleich ein Wort zu finden; endlich stammelte sie:

„In diesen Tagen — da das Volk verblutet — da der Untergang droht....“

„Wer darf von Untergang sprechen? — Wir werden siegen, wir werden diese römischen Adler vernichten vor unseren Mauern mit der Kraft Judas....und bist Du mein, so wird Dein Besitz meinen Mut verzehnfachen! Zur Fürstin will ich Dich erheben in unserem Volke — Tausende sollen ihre Häupter neigen vor Dir — reich will ich Dich machen wie eine Königin — Mizpah, stoße mich nicht von Dir, wenn ich mein Haupt beuge und mein Knie vor Dir....“

In seiner ekstatischen Erregung sank er vor ihr nieder, sein Schwert legte er zu ihren Füßen, und mit den glutheißen Augen sah er erwartungsvoll nach ihr empor. Sie aber erfaßte Entsetzen ob seiner Wildheit, beide Hände von sich streckend trat sie einen Schritt vor ihm zurück und bat:

„O dränge mich nicht — o laß mich bei meiner Mutter! — Ich will keinen Glanz und keinen Reichtum, keine Fürstenkrone und kein Königshaus — laß mich....“

Er sprang auf. „Hassest Du mich so sehr, Mizpah?“ —

„Ich hasse keinen, niemand .... aber, Blut klebt an Deinen Händen, an Deinem Gewande....ich fürchte mich — mir graut vor Dir!“

Mit irren Augen, als hörte er die Worte im Traume, sah er um sich, dann schlug er die Hände vor das glühende Gesicht, that einen Schrei, und stürzte wild davon. In diesem Augenblicke erschien Jonathan mit Sarah.

„Was ist das? — Was bedeutet dies?“ rief er, und Johannes stöhnte:

„Sie fürchtet mich — sie haßt mich!“ und unaufhaltsam eilte er davon, indes Mizpah ihrer Mutter in die Arme sank mit dem Aufschrei: „Schütze mich, Mutter, schütze mich vor dem Fürchterlichen!“

Vorwurfsvoll sah die Matrone, indes sie ihr Kind an sich zog und liebkosend streichelte, den Sohn an und sprach:

„Jonathan — diese Freundschaft freut mich nicht! Sie bringt uns allen keinen Segen!“

„Und doch ist er ein herrlicher Held!“ antwortete fast trotzig der Jüngling, und verstimmt verließ er das Haus seiner Mutter.

Es war, als sei von diesem Tage Mut und Kraft von Johannes von Giskala gewichen. Wie ein blöder Träumer lag er daheim, und wenn er auf die Mauer kam, so fehlte ihm das fortreißende Feuer, die wilde Begeisterung, mit welcher er die Genossen zumeist entflammt hatte. Das mochte wohl auch dazu beitragen, daß die Römer nach einigen Tagen schon die zweite Mauer erstürmten und sie dem Boden gleichmachten. Sie lagerten nun in der Unterstadt Akra, und vom Tempelberge, von der Burg Antonia, von der Mauer um Zion sahen die Juden nun dicht unter sich die glänzenden, gewaffneten, zahlreichen Scharen, die drohend, herausfordernd und siegesgewiß sich hier tummelten. Der jäh aufgeloderte Mut war schnell wieder erloschen, und bei vielen trat bange Mutlosigkeit ein, um so mehr, als die Nahrungsmittel zusehends schwanden, der Hunger immer fürchterlicher drohte und die Gewaltthätigkeiten der zuchtlosen Banden Simons und Johannes sich mehrten. Bald war öffentlich kein Getreide mehr zu haben, und die wilden Horden drangen ungescheut in die Häuser, plünderten, raubten und mißhandelten die Bewohner, so daß niemand seiner Habe, ja seines Lebens mehr sicher war. Da vermeinten viele, daß es besser sei, den Römern in die Hände zu fallen, als durch Hunger oder unter den Händen der erbarmungslosen Sikarier zu enden. Sie wußten unter verschiedenen Vorwänden die Stadt zu verlassen, oder sprangen selbst von den Mauern hinab, aber auch die Römer behandelten sie als Empörer; man verstümmelte verschiedene, und hunderte wurden von den erbitterten römischen Soldaten an das Kreuz geschlagen.

Aber trotzig stand noch immer die Burg Antonia und der Tempel. Eleazar bemühte sich hier gute Zucht zu halten und wehrte auch mit kaltblütiger Tapferkeit den Stürmen der römischen Legionen. Seine Seele war trübe, und seine Hoffnung, die Stadt zu halten, schwand immer mehr, je mehr er selbst vernahm von den grauenhaften Vorkommnissen in Jerusalem, denen er zu steuern nicht imstande war, zumal besonders Simon in seiner trotzigen Wildheit sich nicht um ihn kümmerte und seinen Scharen alle Greuel erlaubte. Schlimmer aber als alles war, daß der täglich wachsende Hunger alle Bande selbst der Familien löste und die furchtbarste Selbstsucht entfesselte. Männer rangen mit ihren Weibern, Eltern mit ihren Kindern um die karge, elende Nahrung, und die Schwachen unterlagen den Stärkeren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. B. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

9. April 1902.

Aus Hillsboro, Kansas, wird uns von prominenter Seite berichtet, daß die Schlußprüfung in der Vorbereitungsschule in jeder Hinsicht befriedigend ausfiel. Also wird Lehrer H. D. Penner sich wohl für nächsten Herbst auf eine sehr große Schülerzahl freuen und vorbereiten dürfen.

In der letzten Nummer (14) sind wieder einige recht kräftige Irrtümer mit unterlaufen. Auf Seite 1, dritte Spalte, unterste Zeile soll der Satz nicht gebrochen sein. Auf Seite 8, Spalte 1, zehnte Reihe von unten soll der statt das stehen. In Reihe 6 von oben in derselben Spalte soll Kosakenhetman statt Kosakenhauptman stehen. In Spalte 2 in der 22 Reihe soll ungereimten statt eingereimten stehen.

Teschen Twedüster

Jan: Weißt, Nachbar, ich bin in den Hilfsplan gegangen.

Peter: Das ähnelt Dir.

J.: Warum ähnelt mir das?

P.: Weil Du manche Sachen stets nur oberflächlich beurteilst.

J.: Das sollst Du mir beweisen.

P.: All right. Warum bist Du denn aus dem Aid Plan hinausgegangen?

J.: Weil da zu oft Auflagen sind; weil die Auflagen zu hoch sind; weil die Nebenausgaben im Aid Plan zu hoch sind; weil der Schreiber zu viel Lohn erhält; weil die Hauptoffice zu weit ab ist; weil der Aid Plan auch Städter aufnimmt; und ich hätte wohl noch mehr Gründe.

P.: Das muß ich Dir sagen, Ohm Jan, diesmal hast Du Dein Stück gut übergelernt; denn so viel Gründe für oder gegen ein Ding, hast Du in Deinem ganzen Leben noch nie in einem Atem hervorgesprudelt.

J.: Ja, und diesmal soll es Dir nicht gelingen, mich zu überreden. Seit ich mit X, dem künftigen Gouverneur von Kansas, gesprochen habe, laß ich mich von Dir nicht mehr verblüffen.

P.: Ohm Jan, Du bist eine grundgute Seele, und wir haben schon über manchen Gegenstand disputiert. Manchmal hattest Du recht, manchmal ich; zu einer Einigung sind wir aber stets gekommen, ohne uns böse zu werden, und solches wird auch heute der Fall sein.

J.: Darauf geb' ich Dir meine Hand.

P.: Also Du behauptest, die Auflagen kämen zu oft und zu hoch im Mennonite Aid Plan. Glaubst Du, daß die Beamten des Aid Plan unehrlich sind und betrügerische Auflagen machen?

J.: Nein.

P.: Glaubst Du, daß die Glieder des Menn. Aid Plan Betrüger sind, die ihr Eigentum selber anzünden, um Entschädigung dafür zu erhalten?

J.: Nein, das könnte ich nicht sagen.

P.: Nun gut, wenn Du nicht behaupten kannst, daß die Beamten oder die Glieder des Mennonite Aid Plan Betrüger sind, wie kannst Du dann sagen, daß die Auflagen zu oft kämen und zu hoch seien.

J.: Im Aid Plan sind seit einiger Zeit schon jedes Jahr zwei Auflagen und jede Auflage mit 20 Cts. am Hundert gewesen, während der Hilfsplan viel niedrigere Auflagen macht. Mein Nachbar, der Tobbis, ist schon lange im Hilfsplan und sagt, er kommt jährlich mit so und so viel weniger am Hundert ab.

P.: Weißt Du was, Ohm Jan, mein Nachbar Superklug ist schon seit sechs Jahren in keiner Versicherung und lacht mich jedes Jahr aus, daß ich so dumm bin und zahle meine Auflagen an den Aid Plan.

J.: Ich verstehe nicht, was Du damit sagen willst.

P.: Damit will ich sagen, daß Du, Tobbis und Superklug nicht weit genug sehen könnt. Was denkst Du, würde mein Nachbar Superklug wohl sagen, wenn ihm heute nacht sein Hab und Gut verbrennen sollte?

J.: Er würde wünschen, irgendwo versichert gewesen zu sein.

P.: Du giebst doch zu, daß der Hilfsplan gerade so gut wie der Aid Plan einmal einen großen Schaden haben könnte.

J.: Natürlich.

P.: Angenommen, Du würdest Dein Hab und Gut durch Feuer verlieren, dann müßte Euer Hilfsplan, bloß um Deinen Schaden zu ersetzen, eine Auflage von 50 Cts. am Hundert machen. Du kannst nur so lange mit Deinen billigen Auflagen prahlen, bis es einen großen Schaden giebt, wofür uns und Euch übrigens der liebe Gott bewahren möchte.

J.: Das muß ich freilich zugeben; aber die Nebenausgaben und Schreibergehalt sind mir zu hoch.

P.: Wenn Euer Hilfsplan erst wird acht- oder zehnmal so groß sein als er heute ist, und wenn er sich wird über ein Territorium ausgedehnt haben wie der Aid Plan, was ich ihm von Herzen wünsche, dann kann die Buchführung auch nicht mehr in einem fünf-cent Tablet geschehen. Unsere Delegaten gehen alle zwei Jahre zur Hauptversammlung des Aid Plan, um sich persönlich vom Stande der Dinge zu überzeugen, und wir können wohl so viel Vertrauen in diese Männer setzen, daß sie nicht gar unnützerweise mit unserm Geld herumwerfen würden.

J.: Das ist wohl so, aber warum muß die Office ein Tausend Meilen von uns entfernt sein?

P.: Weil, solange die russischen Mennoniten mit den Altmennoniten zusammen im Aid Plan sind, der gegenwärtige Platz der Hauptoffice ungefähr in der Mitte liegt. Von Pennsylvanien bis Elkhart, Ind., ist ungefähr so weit wie von Kansas, Nebraska oder Minnesota bis Elkhart. Sollte sich früher oder später einmal eine Teilung vollziehen, so würden natürlich die russischen Mennoniten ihre Hauptoffice irgendwo westlich vom Mississippi haben.

J.: Ich wußte bis jetzt gar nicht, daß der Aid Plan auch in Pennsylvanien Mitglieder habe.

P.: Das zeigt, daß Du die jährlichen Berichte des Schreibers gar nicht einmal übergelesen, geschweige denn studiert hast.

J.: Nein, das hab ich nicht. Ich mußte mich immer über die hohen Auflagen ärgern und warf das Papier ungelesen fort.

P.: Siehst Du, das war oberflächlich.

J.: Mag sein, aber die Städter sollten nicht mit den Farmern zusammen in einer Versicherung sein.

P.: Der Aid Plan ist gegründet worden, damit einer des andern Last trage, damit wir innerhalb der Grenzen unserer Brüderschaft eine Feuerversicherung hätten, die der „Brandordnung" in Rußland gleich käme, welche, auf Treue und Glauben basiert, sogar von der russischen Regierung bis jetzt anerkannt wurde.

Der Aid Plan soll unsern Brüdern eine Gelegenheit geben, ihr Eigentum gegen Feuer und Unwetter zu versichern, ohne daß sie in die weltlichen Versicherungsgesellschaften zu gehen brauchen, wo sie unendliche Formulare auszufüllen und eine unmasse von Regeln zu beobachten haben, wenn sie nicht ihrer Rechte verlustig gehen wollen. Die Papiere einer gesetzlich inkorporierten Versicherungsgesellschaft sind alle sehr genau und fein gestellt und ein kleiner technischer Fehler kann zu großen Mißfälligkeiten Anlaß geben. Im Aid Plan hast Du mehr Deinen Willen, Du hast die volle Freiheit, zu jeder Zeit auszutreten. Dann hat der Aid Plan noch den Zweck, das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter unsern Brüdern zu wecken und zu fördern. Wir Mennoniten haben uns jetzt lange genug getrennt und wieder getrennt. Es ist Zeit, daß wir anfangen die zerfetzten Teile zu sammeln. Und der Aid Plan mag in gewissen Beziehungen für künftige Vereinigungen Vorarbeit thun.

J.: Das ist alles gut, aber warum soll der Farmer dem Städter helfen seine Schäden bezahlen.

P.: Der Mennonit, der in der Stadt ein Geschäft hat, ist gerade so gut Dein Bruder wie ich.

J.: Natürlich ist er das, aber seine Schäden sind größer als meine.

P.: Dafür muß er ja auch höhere Auflagen zahlen.

J.: Die sind aber noch nicht hoch genug.

P.: Warum hast Du denn Deinen Delegaten nicht instruiert, auf der Hauptversammlung dahin zu wirken, daß der Städter noch höher besteuert werde. Und übrigens kann es aus den Hauptbüchern des Aid Plan nachgewiesen werden, daß die Stadtschäden im Durchschnitt nicht größer waren als die Landschäden.

J.: Mein Nachbar Tobbis behauptet aber, daß die Angaben des Schreibers vor zwei Jahren irreführend waren.

P.: Ich bin selber auf der Hauptversammlung gewesen und habe als Delegat die Aid Plan Bücher einer genauen Kritik unterworfen, und ich sage Dir, daß Dein Nachbar Tobbis, so witzig er sonst auch sein mag, in diesem Falle doch gründlich auf dem Holzwege ist.

J.: Der Tobbis würde aber doch solche Sachen nicht gerade so aus dem Wind greifen.

P.: Wenn ich nicht wüßte, Ohm Jan, daß es Dir um Wahrheit zu thun ist, würde ich ungeduldig werden. Ich habe gar nicht gesagt, daß Dein Tobbis Sachen aus dem Wind greift, ich hab nur gesagt, daß er im Irrtum sei, und ich stelle Dich, lieber Nachbar, jetzt vor die Entscheidung, ob Du Deinem Tobbis oder mir glauben willst.

J.: Verzeih mir, Ohm Peter, ich wollte Dich nicht kränken, denn ich habe Dich stets als einen guten Nachbar und als einen weitsehenden Freund befunden und zweifle an Deinem Urteil nicht im geringsten. Doch eine Frage: Wenn z. B. in der Stadt X ein ganzes Quartal abbrennen sollte, was würde der Aid Plan thun?

P.: Erlaube mir auch eine Frage: Was würde der Aid Plan nach Deiner Ansicht thun müssen, wenn er

auch nur aus lauter Farmern bestände und ein Cyclone ginge durch eine reiche, dichtbesiedelte Gegend und zertrümmerte etwa ein Dutzend unserer reichsten Farmen.

J.: Das würde sehr schwer sein, aber der Aid Plan müßte zahlen.

P.: Genau dasselbe muß der Aid Plan auch thun wenn in einer Stadt ein großer Schaden passieren sollte.

J.: Wenn der Aid Plan aber die Erfahrung machen sollte, daß in Zukunft stets viele Stadtschäden passieren sollten.

P.: Dafür haben wir nach anderthalb Jahren wieder eine Hauptversammlung. Haben sich die Städter-Brüder bis dann für den Aid Plan als eine zu große Last erwiesen, so müssen dann noch geeignetere Maßregeln getroffen werden. Aber sie einfach hinauswerfen, ist nicht christlich, und der Aid Plan ist eine kirchliche Institution.

J.: Ich sehe, daß Du recht hattest, als Du mich der Oberflächlichkeit beschuldigtest. Ich will morgen zum Tobbis gehen, und wenn er mir nicht jedes einzige Deiner Beweisgründe zu seinen Gunsten widerlegen kann, dann gehe ich nach der nächsten Auflage wieder in den Aid Plan.

P.: Das ist durchaus nicht meine Absicht gewesen, ich wollte Dir nur Recht oder Unrecht Deines Handelns vorhalten. Du hast die volle Freiheit, Dich versichern zu lassen, wo Du willst und der Aid Plan ist immer noch groß genug, wenn auch ein halbes oder ein ganzes Milliönchen davon abtröpfelt. Wir bleiben, wenn's nach meinem Willen geht, die alten guten Freunde.

J.: Gute Nacht, Ohm Peter.

Aid Plan.

Alle Diejenigen, die in Manitoba aus dem Altona-Distrikt in den Winkler-Distrikt gegangen sind, müssen sich beim Distriktschreiber, John Hiebert in Altona, abmelden, ehe er sie in der Hauptoffice zum Streichen melden kann. Und wir sollten jetzt wissen, wer aus dem Altona-Distrikt ausgegangen ist, damit wir in den Hauptbüchern keine Konfusion bekommen.

In und um Utah befinden sich etwa 300,000 Mormonen. Sie behaupten, 65,000 neue Glieder gewonnen zu haben im vergangenen Jahr. Ihre Missionare sind rastlos thätig im In- und Ausland; ihr Eifer ist unermüdlich. Der Süden ist besonders der Lieblingsort ihrer Missionsarbeit. Wie eine Seuche, die im Dunkeln schleichet, verbreitet sich diese verderbliche Sekte.

Mission.

Einiges aus Indien.

Champa, C. P., India, 25. Feb. 1902.

Vielleicht wird es manchen Lesern der „Rundschau" interessant sein, einmal etwas von Indien zu hören, und manche mögen sich auch schon gefragt haben: „Was machen unsre Missionare dort in Indien jetzt?" — So möchte ich denn kurz etwas von hier berichten.

Am 9. Nov. 1901, ¼4 Uhr morgens, kamen wir hier nach Champa, unserer jetzigen Heimat, die uns der liebe Gott geschenkt hat, wo wir für ihn wirken sollen. Möge es dem Herrn gefallen, daß wir hier für ihn dürfen Garben einheimsen, als Dankopfer für seine immerwährende Hilfe.

Mein lieber Mann hat die Erlaubnis bekommen von der englischen Regierung, in eines ihrer Häuser, sogenannte dock bungalows, auf einige Monate ziehen zu dürfen. Nach einiger Zeit hörten wir, daß die Regierung es uns auch wohl für einen geringen Preis verkaufen würde, da sie hier drei solcher Häuser besitzt, und so handelte mein Mann darum und kaufte es dann billig. Wir wollten das Haus dann später abbrechen und das Material brauchen um Häuser auf unserem Lande zu bauen, denn dieses Haus stand noch eine Meile von unserem Lande. In diesem Hause wohnten wir nun drei Monate, und da es doch zu beschwerlich war für meinen lieben Mann, diese Strecke immer auf dem Bicycle zu fahren, oft dazu gerade über Mittag, wo es so heiß war; denn er mußte die Arbeit beim Hausbau überwachen, so entschlossen wir uns, auf unserem Lande ein Zelt zu beziehen, welches uns unsere liebe Sonntagsschule in Mt. Lake geschenkt hat. So zogen wir denn am 14. Feb. her. Wir waren sehr froh und dankbar, daß wir endlich auf unserm eigenen Stück Land sein konnten, welches wir unsere Heimat nennen wollen, so lange es dem Herrn gefällt uns hier für ihn wirken zu lassen. Es war am 14. Feb. 1 Jahr 2 Monate und 5 Tage seit wir in Indien ankamen. Möchte unsere Station ein Licht auf dem Berge sein. Die Heiden werden schon immer vertrauensvoller und kommen gerne zu uns und bitten um Arbeit oder Medizin. Als wir noch nicht auf unserem Lande wohnten, kam ich eines Abends von dort und wollte heimgehen, ich war etwa halbwegs gegangen, als mir eine ältere Frau entgegengelaufen kam, vor mir niederfiel und weinte; eine Witwe, die wir im Dienst haben als Wärterin für unser Mariechen, ließ sich in ein Gespräch mit der Frau ein, und nun hörte ich, daß es sich um ein kleines Kind handle, dessen Mutter gestorben sei. Ich fragte sie, was sie wolle und wer sie sei, worauf sie sagte, daß sie die Großmutter des kleinen Kindes sei, ihre Schwiegertochter sei vor vier Tagen bei der Geburt des Kindes gestorben, und sie habe keine Milch für das Kind und es weine vor Hunger.—„Nun," sagte ich, „wie weiß ich, ob das so ist, wie Du mir erzählt hast, wenn ich Dir jetzt Milch gebe, trinkst Du sie vielleicht selber aus, ich werde mit Dir gehen, und wenn Du die Wahrheit gesagt hast, dann werde ich Dir gerne Milch geben fürs Kind." So ging ich denn mit und fand in einer armseligen Lehmhütte in einer Ecke auf der Erde ein kleines Würmchen liegen, welches sehr weinte, es zeigte großen Hunger. Ich gab der Frau an dem Tage Milch und am nächsten Tage mußte sie mit dem Kinde zu uns kommen, da badete ich es, zog ihm ein Hemdchen an und wickelte es in eine Decke. Nachdem ich einige Wochen lang jeden Morgen Milch für das Kind gegeben, fanden wir aus, daß der Vater des Kindes einen ganz guten Tagelohn bekam. Wir sagten ihm dann, er solle jeden Tag 2 Pice von seinem Tagelohn nehmen und für sein Kind Milch kaufen. Ich muß jetzt mal hingehen und sehen, was das kleine Ding macht.

Einen Abend zeigte mein lieber Mann auch die Bilder vom Leben Jesu mit der Zauberlaterne und erklärte sie kurz den Heiden. Sie schienen sich sehr dafür zu interessieren; diese Laterne ist ein sehr gutes Mittel, den Heiden die Geschichte von Jesu recht klar und deutlich zu machen. Sie sind wie Kinder, denen man auch alles bildlich zeigen soll, wenn sie es vor sich sehen, können sie es leichter begreifen. Ach, wenn doch auch diese Heiden bald von der Nichtigkeit ihrer Götzen überzeugt sein möchten, und die Wahrheit des Evangeliums erkennen und annehmen würden, ist unser tägliches Gebet und Flehen.—Wir haben hier täglich die Gelegenheit zu sehen, wie die Heiden vor Holz und Stein niederfallen und dieses als ihren Gott anbeten.

Arbeit giebt es für den Missionar sehr viel, besonders haben wir jetzt die Hände voll zu thun, da wir noch immer im Bau sind. Wir sind oft recht froh, wenn der Abend sich neiget, wo wir uns etwas von dem Wirrwarr des Tages ausruhen können. Wir hoffen, daß unser Wohnhaus bis zur heißen Zeit fertig werden wird; denn es wird jetzt schon ziemlich warm im Zelt. Auf unserem Lande haben wir mehrere Bäume, darunter sind auch einige recht große, in deren Schatten wir nachmittags oft sitzen und wo uns gewöhnlich die Heiden aufsuchen, manchmal in den kleinsten Angelegenheiten, doch sind wir froh, wenn wir diesem Volke in irgend einer Weise behilflich sein können, damit wir ihr Vertrauen gewinnen, oder auch ihre leibliche Not etwas lindern können. Wenn wir dieses thun, ist es schon viel leichter sie mit dem Evangelium bekannt zu machen und sie für Christum den Gekreuzigten zu gewinnen.

Uns alle der Fürbitte anempfehlend, verbleiben wir mit herzlichem Gruß an den l. Editor nebst Familie, sowie an alle l. Leser,

Liese und Peter Penner.

Landwirtschaftliches.

Der Wein von der Rebe bis zum Konsum.

Von E. Otto.

(Fortsetzung.)

Die Bereitung der Weiß- und Rotweine im allgemeinen nach beendeter Gährung.

b) Bereitung der Rotweine.

Nachdem der Wein lange genug in der Kufe gewesen ist, bringt man ihn auf Fässer, woselbst er sich vollends ausbildet.

Wenn der Wein nicht allzu lange auf der Kufe gestanden hat, so fährt die Gährung fort und vollendet sich erst auf den Fässern. In Bordeaux wendet man das Spundloch so, daß das Spundloch sich zur Seite befindet; auf diese Weise, welche anderwärts nicht gebräuchlich ist, findet weniger Verdunstung statt, und die atmosphärische Luft kann nicht in die Fässer eindringen.

Der Wein mag nun aber noch so lange auf der Kufe geblieben sein, er übernimmt doch noch etwas Hefenabsatz mit in die Fässer. Dieser setzt sich zwar größtenteils zu Boden, bleibt aber auch zum Teil in der Flüssigkeit schweben. Es ist daher notwendig, ihn davon durch Abziehen auf andere Fässer zu befreien. Die besseren Weinsorten zieht man überall ein- bis zweimal des Jahres ab; in Bordeaux klärt man ihn sogar nach jedesmaligem Abziehen.

Wenn in dem Nachfolgenden öfter auf die französischen Weinbereitungsmethoden hingewiesen wird, so geschieht dies aus dem Grunde, weil in Frankreich die Rotweinbereitung zweifellos auf der Höhe steht.

Die Fässer, in welchen man in Frankreich die Weine aufbewahrt, sind von Kastanien- oder Eichenholz.

Die Nachgährung ist bei Rotweinen möglichst zu vermeiden, denn sie kann den Weinen viel Schaden zufügen, jedenfalls ist solche nicht ohne Einfluß auf den späteren Ausbau

des Weines, weil bei ersteren leicht ein unharmonisches Verhältnis zwischen Säure und Süße besteht. Abgesehen von der an und für sich größeren Empfindlichkeit der Rotweine gegenüber den Weißweinen ist also bei der Gährung auf erstere eine noch größere Vorsicht zu beobachten, damit Nachgährungen nicht eintreten.

Im Falle einer Nachgährung bringt man die Rotweine am besten in einen erwärmten Raum, sorgt für etwas Hefezusatz, wartet also nicht ab, bis die Keller sich von selbst erwärmen.

Der Abstich erfolgt in der gleichen Weise, wie bei Weißweinen und auch zu gleicher Zeit. Da jedoch die Trübungen im allgemeinen rascher als bei Weißweinen verschwinden, da solche nämlich infolge ihrer längeren Lagerung auf den Trestern mit Hilfe des Gerbstoffes einen ziemlichen Teil der sogenannten Extractivstoffe bereits ausscheiden, so ergiebt sich daraus, daß die Abstiche weniger oft zu wiederholen sind als bei Weißweinen. Die Rotweine klären sich von selbst. Bei geringen Gewächsen ist widrigenfalls eine Filtration zulässig, bei mittleren und feineren Rotweinen soll man jedoch nur im Notfalle zu einer Filtration schreiten und an Stelle derselben die Schönung, und zwar möglichst die Eiweißschönung in Anwendung bringen. Bleibt der Wein monatelang völlig klar, so kann er als flaschenfertig bezeichnet werden. Ganz speciell hüte man sich bei Rotweinen vor dem Schwefeln.

Das Schönen der Weine.

Das Schönen der Weine ist im allgemeinen nur dann zu empfehlen, wenn die Weine nicht von selbst klar werden. Dies bedarf jedoch bei den meisten so langer Zeit, daß man 5—6 Jahre abwarten müßte, um einen vollständig spiegelklaren Wein zu erhalten.

Der Gerbstoff des Weins spielt bei der Schönung die Hauptrolle, denn die Menge desselben bestimmt das Schönungsmittel, ermöglicht also allein die Wirkung. Daraus ergiebt sich auch, daß eine Schönung die nicht im Verhältnis zu dem vorhandenen Gerbstoff steht, keinen Erfolg haben kann. Das Hilfsmittel hiergegen besteht in Gerbstoff (Tannin).

Als Schönungsmittel dienen Hausenblase, Gelatine, Eiweiß, Blut, Milch, Tannin und verschiedene Klärerden.

Die Hausenblase eignet sich besonders für gerbstoffärmere Weine, also für fast alle Weißweine. Gelatine findet dagegen bei gerbstoffreicheren Weinen bessere Verwendung als erstere. Hierher rangieren also vornehmlich Obstweine und Rotweine. Das Eiweiß reiht sich bezüglich seiner Eigenschaften der Gelatine an und wird besonders, seiner unbedingten Reinheit wegen, bei feineren Rot- und Weißweinen verwendet. Was die Anwendung der Hausenblase betrifft, so wirkt sie einmal chemisch, indem sie sich mit der Gerbsäure verbindet, mit derselben gleichsam ein Netz bildet, welches dann mechanisch die im Wein schwebende Hefe und andere fein zerteilten Körper aufnimmt und sich nach und nach zu Boden senkt, von welchem gebildeten Lager dann der geklärte Wein abgezogen wird. Ganz dasselbe gilt von der Gelatine.

Um die Schönung zu vollführen, muß man zuerst das Schönungsmittel in den geeigneten Verteilungszustand bringen. Die Hausenblase kann man in zwei Formen anwenden, als kaltgelöste oder als warmgelöste Flüssigkeit. Die Lösung auf warmem Wege wird wie folgt bewerkstelligt: Man zerschneidet die Hausenblase in möglichst kleine Stücke, bringt sie in ein Gefäß und übergießt sie mit dem hundertfachen Gewicht Wein; mitunter pflegt man auch im gleichen Gewicht wie die Blase, Weinstein zuzusetzen, was aber ganz überflüssig ist, da ja der zugefügte Wein schon genügend Säure enthält. Hierauf bringt man das Gefäß an einen warmen Ort, läßt es so lange stehen, bis das Ganze eine gallertartige Masse bildet, welche dann mit einigen Litern unter tüchtigem Durcharbeiten gemengt und hierauf dem zu schönenden Wein unter stetem Umarbeiten zugesetzt wird. Diese Bearbeitungsmethode ist jedoch nicht empfehlenswert. Die Hausenblaselösung sollte stets auf kaltem Wege geschehen, damit sie als organische Substanz ein Zellgewebe darstellend, aufquellen und ihre Zellen ausdehnen kann. In diesem Zustande bildet sie, im Weine verteilt, Flocken, die nur wenig Gerbsäure an sich ziehen und sich auch verhältnismäßig schnell zu Boden setzen.

Zum Quellen bedarf die Hausenblase unbedingt der Säure, weshalb es vorteilhaft erscheint, bei Zubereitung derselben möglichst sauren Wein zu verwenden.

Auf kaltem Wege bringt man dieselbe auf nachstehende Weise zur Lösung: Man zerschneidet die Hausenblase den Fasern entlang in Blättchen, bringt sie in ein Gefäß und übergießt sie mit Wasser, so daß sie bedeckt ist. Nach Verlauf von etwa 24 Stunden ist das Ganze zu einer dicken Gallerte aufgequollen. Nun gießt man das Wasser, das den Fischgeschmack aufgenommen hat, ab, und drückt die Hausenblase zu einem weißen weichen Ballen in dem keine gallertartige Stücke zu sehen sein dürfen. Dieser Ballen wird nun mit Wein zu einer ziemlich dicken milchartigen Flüssigkeit geschlagen und durch ein Sieb gegossen. Was durchgeht ist reine Hausenmilch, die dem Wein zugesetzt werden kann.

Auf ein ½ Kilo Hausenblase nimmt man ca. 50 Liter Wein. In der Regel genügen von dieser Masse 2 Liter für 1200 Liter Wein. Die Masse wird dem Wein unter tüchtigem Durcharbeiten zugesetzt.

Den Wein soll man nicht allzu lange auf der Schönung lagern lassen, denn in zwei bis längstens vier Wochen wird der Wein hell sein.

(Fortsetzung folgt.)

Frühjahrsweizenbestellung.

Sommerweizen ist in den nordwestlichen Staaten die Hauptgetreidefrucht, gleich dahinter kommt der Hafer. Wenn ich hier etwas über die Bestellung des Sommerweizens zu sagen gewillt bin, so wird dabei wohl weiter nicht viel Neues zum Vorschein kommen, es werden meist allbekannte Thatsachen sein, die jeder rechte Farmer schon längst wissen sollte und sicher auch weiß, aber ich bin der Meinung, daß es doch angebracht sein könnte, sich solche Sachen von Zeit zu Zeit einmal wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, denn sehr oft macht man die Erfahrung, daß einer eine Sache recht gut weiß, sie aber doch nicht thut; wird ihm dann die Wichtigkeit derselben einmal wieder so recht zu Gemüte geführt, bequemt er sich vielleicht zur Ausführung.

Also—wesentlich ist ein gutes Saatgut. Man besorge sich Saatweizen, der der Mehrzahl nach aus kräftigen, plumpen Körnern besteht, von einer guten Sorte, von der man besonders auch weiß, daß sie in der betreffenden Gegend gut gedeiht und auch möglichst hohe Erträge liefert. Groß und stark geformte Einzelkörner für die Saat, von kräftigen Pflanzen stammend, zählen beim Weizen—und bei jeder Getreideart — nicht minder so gut, als ein wohlgeformtes kräftiges Zuchttier in der Viehzucht.

Nicht immer gut ist der fortwährende oder oftmalige Sortenwechsel. Ich würde kein Geld ausgeben für eine neue Sorte, oder auch anderen Samen derselben Sorte — wenigstens nicht in großem Maßstabe — wenn ich nicht vorher erst aus Erfahrung wüßte, daß die betreffende Sorte, oder auch das Saatgut, ein gut Teil besser wäre und mir bessere Erträge verspräche, als die Sorte oder die Saat, die ich schon eigne. Ein Saatwechsel, bloß aus dem Grunde, um zu wechseln, bringt oft wenig, wenn überhaupt welchen Vorteil sehr häufig verschlechtert man sich sogar. Soll ein Wechsel mit dem Saatgut eintreten, dann sollte auch triftiger Grund dazu vorhanden sein, sonst ist es wohl besser, man bleibt bei seiner bewährten Sorte und seinem Samen und richtet sich sein Samenkorn selber vor.

Diese Vorrichtung des Saatweizens besteht der Hauptsache nach darin, daß auf einer Reinigungsmühle alle Unkräutersamen so weit als möglich ausgeschieden werden und auch alle kleineren Weizenkörner. In einem Weizenhaufen, wie er von der Dreschmaschine kommt, werden sich gewöhnlich immer so viele mindergroße Körner vorfinden, daß man ganz gut zu Saatzwecken ein Drittel bis zur Hälfte ausscheiden kann, um großes, schönes Saatgut zu erlangen.

Dann kommt beim Saatweizen noch die Behandlung gegen den Brand (Smut). Der durch den Brand verursachte Schaden im Weizen ist fast allenthalben so groß, daß diese Bearbeitung des Saatguts nie unterlassen werden sollte. Nach langer Erfahrung ist ein Beizen der Körner mit einer Blausteinlösung und Kalk durchaus wirksam wie diese als Bordeaux-Mischung bekannte Lösung auch gegen den Kartoffelbrand und gegen sehr viele andere Pilzkrankheiten, wirksam ist. Nach alter Methode, wie ich den Saatweizen schon vor 25 Jahren und länger zurück in Deutschland behandelte, löst man 1 Pfund Blaustein und 2 Pfund gebrannten Kalk in 100 Quart Wasser, giebt den Weizen in Fässer und die Lösung bis zum Ueberstehen darauf, läßt 12 Stunden, von abends bis morgens stehen, rührt in der Zwischenzeit ein paar mal um, schöpft dann den Weizen heraus und trocknet ihn. Blaustein und Kalk müssen erst in wenig heißem Wasser gelöst werden. — Jetzt wird das Beizen mit Formalin empfohlen, weil die Sache einfacher ist und ebenso wirksam, man braucht auch nicht einzuweichen in die Lösung, sondern kann den Weizen damit besprengen und umschaufeln. Man mischt Formaldehyde zur Rate von 1 Pfund auf 45 Gallonen Wasser; der Stoff ist in flüssiger Form in den Apotheken zu erhalten. In diese Lösung kann man nun den Weizen etwa 10 Minuten einweichen, oder man kann ihn auch schwach auf der Scheunentenne oder dem Speicher aufschütten, mit der Lösung bis zur Sättigung tränken (3—4 Quart zum Buschel) und umschaufeln. Dies Letztere geht sicher schneller als das Einweichen. Er bleibt 2—3 Stunden liegen, nachdem er dann durch Umschaufeln, Werfen und auch durch Zusatz von Kalkstaub getrocknet wird. Man sollte die Saat vorher messen und nachher auch, weil die Körner doch etwas angeschwollen bleiben und man dann nachher weiß, wie man zu säen hat.

Auch die Weizenaussaat soll nicht früher im Frühjahr vorgenommen

werden, bis der Boden genügend abgetrocknet ist und er eine gewisse Wärme hat. Man wird nicht selten durch unzeitiges warmes Wetter dazu verführt, den Weizen etwas zu früh zu säen und ein mangelhafter Stand ist dann nachher sehr oft die Folge. Ist die Erde noch so kalt, daß der Samen lange liegt, ohne zu keimen, so ist die Möglichkeit gegeben, daß er ausfault oder wenigstens läuft er ungleichmäßig auf. Aber sonst ist möglichst frühe Aussaat des Weizens vorteilhaft und bringt meistens den besten Erfolg, aus dem Grunde, weil das kühlere Frühjahrswetter der Saat besser zusagt, die Pflanzen sich bei solcher Witterung stärker bestocken als bei dem späteren wärmeren Wetter, wo ihnen dann möglicherweise auch die Feuchtigkeit in der Oberfläche mehr mangelt. Und deßhalb muß man, sobald der Boden soweit abgetrocknet ist, daß er unter der Egge krümelt und die gewöhnliche Aussaat ist da, sich auch heranhalten, daß die Saat in die Erde kommt.

Es mag sich auch lohnen, die Saat vorher auf ihre Keimkraft zu prüfen. Man legt 100 Körner in ein flaches Kistchen mit Erde, hält feucht und an einem warmen Ort und sieht, wieviele Körner davon aufgehen. Keimen nicht alle, so kann man dem entsprechend ein wenig dicker säen oder wenn die Saat in dieser Beziehung zu schlecht sein sollte, kann man sich andere beschaffen noch ehe es zu spät ist. Drillsaat ist der breitwürfigen Saat immer vorzuziehen, der Samenersparnis halber, die Saat kommt in gleichmäßiger Tiefe zu liegen, geht deshalb gleichmäßig auf und der Pflanzenstand ist gleichmäßiger.

Die Saattiefe wechselt mit den Verhältnissen. Alle Samen verlangen Luft, Feuchtigkeit und ein gewisses Maß von Wärme und Keimung. Ist der Boden schwer und naß, so kommt beim tiefen Unterbringen das Saatkarn zu kühl und feucht zu lieliegen und in mehr leichtem trockenen Boden muß das Saatkorn wieder tief genug kommen, um in feuchter Erde zu liegen. Die Saattiefe wird deshalb je nach Umständen zwischen 1 und 3 Zoll wechseln.

Wo keine Gefahr vorhanden, daß der Boden treibt und von den Winden aufgewirbelt wird, da möchte es sich empfehlen, die Weizensaat später mit einer feinzinkigen Egge oder auch einem sogenannten „Weeder" überzueggen, gerade so wie man das aufgegangene Maiskorn und die Kartoffeln eggt. Durch dies Auflockern der Oberfläche erhält man dem Boden mehr seine Feuchtigkeit und eine Menge gerade aufsprießendes Unkraut wird zerstört. Es sieht natürlich bei solchem Eggen aus, als ob die ganze Saat zum Kuckuck ginge, In Wahrheit ist's jedoch nicht so schlimm und zuguterletzt merkt man, daß das Eggen von großem Nutzen war. Man kann noch eggen bis die Pflanzen fünf Zoll hoch sind. Auf mehr lockerem, mürben Boden, wo auch noch die leichte Egge tief eingreift und wo, wie gesagt, Gefahr vorhanden, daß der Boden treibt, würde ich das Eggen der Frühjahrssaat jedoch unterlassen.

Hin und wieder wird jetzt von Farmern im Nordwesten Raps mit dem Weizen im Frühjahr zusammen ausgesäet, und die Praxis soll sich ganz gut bewährt haben. Der Raps wächst unter dem Weizen nicht viel, bis dieser geerntet wird, dann kommt er zur Geltung und wächst ziemlich schnell; er liefert dann eine gute Weide zu einer Zeit, wo der Graswuchs nur knapp ist. Der Raps wird vorm Eindrillen des Weizens oder nachher vor einem etwigen Eggen der Saat, breitwürfig zu fünf Pfund auf den Acre ausgesäet.

Der Zolltarif.

Es ist bestimmt im Bundesrat,
Daß man von allem, was man hat,
Muß zahlen,
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als zahlen, ja zahlen.

Nur mußt du es auch recht versteh'n,
Du mußt die Sache also dreh'n
Mit Schläue,
Daß sich, ob auch der andre schilt,
Der eigne Beutel immer füllt
Aufs neue, ja neue.

Brauchst du was aus dem Ausland, ei,
So muß es gänzlich steuerfrei
Einwandern.
Und braucht das Vaterland den Zoll,
So lasse zahlen „ganz und voll"
Die andern, ja andern.

Und hat dir Gott ein Gut beschert,
Dann klage laut, es sei nicht wert
Die Zinsen;
Der Roggen wachse ja so dünn,
Was du verdienst, geh' alles in
Die Binsen, ja Binsen.

Du mußt nur schrein und schrein, mein Sohn.
Wer schreit, dem ist noch stets der Lohn
Geworden.
Wer schreit, dem hilft man in Berlin
Und ihm wird obendrein verliehn
Ein Orden, ja Orden!

Zeitereignisse.

Südafrika.

London, 2. April.—Man hatte vermutet, daß das Eisenbahnunglück bei Barberton, Transvaal, bei dem am 30. März 39 Soldaten das Leben einbüßten und 45 Verletzungen davontrugen, von Buren veranlaßt worden wäre. Lord Kitchener widerspricht dem aber auf das Bestimmteste und erklärt, das es sich um einen bedauerlichen Unfall handle. Der Zug fuhr ein Gefäll hinab als die Lokomotive und fünf Waggons entgleisten und umstürzten.

Pretoria, 2. April. — Die Berichte über die Einzelheiten des Eisenbahnunglücks bei Barberton lassen erkennen, daß der Lokomotivführer Jost auf einer abschüssigen Strecke die Kontrolle über die Maschine verlor, und daß der Zug infolgedessen mit einer Schnelligkeit von 80 Meilen dahinsauste. An einer scharfen Biegung entgleiste die Lokomotive und fünf mit Soldaten besetzte Waggons. Es folgte ein fürchterlicher Wirrwarr, der noch vermehrt wurde, als der Kessel der Lokomotive explodierte. Der Lokomotivführer und der Heizer blieben auf der Stelle tot. Von den Verwundeten Soldaten sind inzwischen sechs gestorben.

London, 2. April. — Lord Kitchener meldet in einer soeben veröffentlichten Depesche aus Pretoria, daß die zweiten Garde Dragoner, welche einer Kolonne als Nachhut dienten, am Abende des 31. März bei Boschman's Kop ein blutiges Scharmützel mit Buren hatten. Vier Offiziere wurden, so viel man weiß, verwundet. Einzelheiten wurden nicht gemeldet.

London, 2. April. — In einer späteren Depesche berichtete der Lord Kitchener über den Kampf der Garde Dragoner mit den Buren, daß die britische Abteilung unter dem Befehle des Obersten Lawley stand, und daß sich die Drogoner von der Hauptmacht entfernten, um ein Burenlager zu überfallen. welches sich Berichten zufolge 10 Meilen östlich von Boschman's Kop befand. Die Dragoner aber fanden die Buren sehr stark verschanzt, und die Letzteren erhielten außerdem noch beträchtliche Verstärkung. Das Resultat war, daß die Briten sehr ins Gedränge kamen, und nur unter großen Schwierigkeiten wieder die Abteilung erreichten. Letztere trieb dann die Buren, deren Verluste sehr groß „sein sollen", zurück.

London, 4. April. — Es sind massenhafte Gerüchte über die Friedensverhandlungen im Umlaufe, unter der Spreu findet sich aber wenig Weizen. Wahrscheinlich hat der holländische Premierminister Dr. Kuyper bei seinem Besuche in Berlin den deutschen Kaiser der Burensache freundlich zu stimmen versucht, er dürfte aber schwerlich einen Erfolg seiner Bemühungen zu verzeichnen haben. Unter den Burenagenten auf dem Kontinent herrscht die übliche Geschäftigkeit. Die Herren überschätzen ihre Bedeutung, sie sind aber nicht ganz ohne Einfluß. Der Mann, dem im Augenblicke die größte Wichtigkeit beigemessen werden muß, ist der Präsident Steijn.

London, 4. April. — Am 31. März fand in der Nachbarschaft von Harts River, im äußersten Südwesten des Transvaals, ein heftiger Kampf zwischen den Truppen des Generals Kitchener und denen der Generäle Delarey und Kemp statt, der den ganzen Tag hindurch währte und mit dem Rückzuge der Buren endete. Die Verluste auf beiden Seiten waren schwer. Die kanadischen Schützen zeichneten sich besonders aus. Eine Abteilung derselben, unter Leutnant Carruthers, hielt bis auf den letzten Mann dem Feinde Stand.

London, 4. April. — Lord Kitcheners telegraphischer Bericht, der von gestern abend und aus Pretoria datiert ist, lautet:

„Der General Kitchener (des Lords Bruder) sandte die Obersten Keir und Cockson am 31. März von Vriekuiel, im westlichen Transvaal, zu einem Recognoszirungsmarsche gegen Harts River aus. Die Truppen stießen bald auf die Radspuren von Geschützen und nahmen die Verfolgung auf, die sie kämpfend acht Meilen weit durch den Busch führte. Als sie, letzteren verlassend, auf eine große Ebene kamen, wurden sie von großen Burenabteilungen, welche ihren Landsleuten zu Hilfe eilten, in beiden Flanken angegriffen. Die Briten mußten sich infolge dessen auf eine geschütztere Stelle zurückziehen und dieselbe in Eile befestigen. Es entwickelte sich ein heftiger Kampf, der mit der Zurückschlagung der Buren nach allen Richtungen hin endete. Delarey, Kemp und andere Führer versuchten vergeblich ihre Leute zur Erneuerung des Angriffs zu überreden. Fünfzehnhundert Buren hatten an dem Kampfe teilgenommen, indes zu schwer gelitten, um ihn fortsetzen zu können. Sie zogen sich in nordwestlicher und südlicher Richtung zurück. Die britischen Verluste waren ebenfalls bedeutend. Die canadischen Schützen zeichneten sich besonders aus. Eine Abteilung unter dem Leutnant Bruce Carruthers hielt Stand, bis der letzte Mann tot oder verwundet war. Andere Truppenteile legten ebenfalls große Beharrlichkeit an den Tag. Sie ließen die

Buren bis auf 200 Yard herankommen und trieben sie dann mit stetigem Schnellfeuer unter großen Verlusten zurück."

London, 4. April.—Das Kriegsministerium veröffentlichte heute nachmittag die nachstehenden Thatsachen über Ermordung gefangener Buren, deren Verüber kürzlich verurteilt wurden.

Die Bushveldt Karabiniers, welche in Südafrika angeworben wurden, zu denen aber auch Leute aus anderen Kolonien gehörten, standen im Juli und August in dem wildesten Teile des Transvaal 80 Meilen nordöstlich von Pietersburg, und machten dort eine Anzahl Gefangene. Schwere Unregelmäßigkeiten gewisser Offiziere dieser Truppe kamen im Oktober zur Kenntnis der Militärbehörden und veranlaßten den Lord Kitchener zur sofortigen Einleitung einer gründlichen Untersuchung. Infolgedessen wurden fünf Offiziere im Januar 1902 in Pietersburg vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Anklage lautete auf Mord und Beihilfe zum Morde in zwölf Fällen. Die Leutnants Hancock und Morant wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Diesen beiden Offizieren wurde auch die Ermordung des Pastors C. Hesse zur Last gelegt. Obwohl der Verdacht gegen sie sehr stark war, ließ sich der Beweis der Schuld nicht erbringen. Der Leutnant Wilton wurde ebenfalls des Mordes überführt und zum Tode verurteilt. Das Erkenntnis wurde aber später, da sich mildernde Umstände zeigten, in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt. Der Leutnant Picton wurde des Todschlages schuldig befunden und kassiert. Der Major Lenahan wurde, da er von den Vorgängen wissen sollte, aber nicht einschritt, aus dem Dienste entlassen und nach Australien zurückgesandt. Die Truppe wurde aufgelöst.

Die Angeklagten machten zu ihrer Rechtfertigung geltend, daß die Buren einer Reihe ihrer Kameraden sehr übel mitgespielt hätten. Der Beweis dafür wurde aber nicht erbracht.

London, 4. April. — Im Testament Cecil Rhodes sind, wie bereits gemeldet, eine Reihe von Colonial-Stipendien vorgesehen; außerdem aber auch je zwei amerikanische Stipendien für jeden Staat und jedes Territorium der Union.

In dem Testament sind auch fünf Stipendien für Studenten deutscher Geburt für die Universität Oxford ausgesetzt. Die Verleihung dieser Stipendien soll dem Kaiser Wilhelm anheimgestellt werden.

In einer Erörterung dieser letztwilligen Anordnung depeschierte Rhodes aus Südafrika:

„Ein gutes Einvernehmen zwischen England, Deutschland und den Vereinigten Staaten würde den Weltfrieden sichern, und die Beziehungen, welche die Erziehung schafft, bilden die stärksten Bande."

Deutschland.

Berlin, 2. April. — Einer amtlichen Ankündigung zufolge wird der Kaiser Wilhelm sich bei der Krönung des Königs Edward durch den Prinzen Heinrich von Preußen vertreten lassen. Auf besonderen Wunsch des Königs Edward wird der Prinz von seiner Gemahlin begleitet werden. Zum Gefolge des Prinzen gehören dessen Hofmarschall der Vizeadmiral von Seckendorff, der Generalfeldmarschall von Waldersee, der Vizeadmiral von Köster und der Kämmerer der verstorbenen Kaiserin Friedrich, Graf von Seckendorff.

London, 2. April. — Die Besatzung des in der Nähe des Leuchtturmes von Dungeneß gesunkenen britischen Schiffes „Maxwell" wurde von dem deutschen Dampfer Patagonia gerettet und nach Bremerhafen gebracht.

Rußland.

St. Petersburg, 1. April.— Der Moskauer Polizeipräfekt Trepoff entging heute mit knapper Not dem Schicksale, das Opfer einer Meuchelmörderin zu werden. Während des Empfanges von Besuchern näherte sich ihm eine Gouvernante, Allart mit Namen, zog einen Revolver, setzte die Mündung dem nichtsahnenden Polizeipräfekten auf die Brust und drückte ab. Glücklicherweise versagte die Patrone. In dem der Scene folgenden Wirrwarr versuchte die Attentäterin zu entfliehen, wurde aber verhaftet.

Man glaubt, daß dieser Attentatsversuch mit den Studentenunruhen im Zusammenhange steht.

Moskau, 2. April. — Die Gouvernante Allart, welche den verfehlten Attentatsversuch auf den Polizeipräfekten Trepoff verübte, war im Februar anläßlich der Studentenunruhen verhaftet worden. In Anbetracht ihrer schwächlichen Gesundheit war ihr aber, und zwar gerade auf die Anregung Trepoffs, die Freiheit wiedergeschenkt worden.

Canada soll helfen.

Ottawa, Ont., 26. März. — England hat die Dominalregierung um die sofortige Entsendung von 2000 Mann ausgerüsteter Hilfstruppen nach Südafrika gebeten. Das Kabinett hat sich gestern mit dem Gesuch beschäftigt, aber anscheinend noch keinen Beschluß gefaßt.

Sturmes Unheil in Pennsylvanien.

Pittsburg, Pa., 30. März — Pittsburg und Umgegend, sowie andere Gebiete in Pennsylvanien, wurden heute von einem Sturm heimgesucht, der unermeßlichen Schaden anrichtete und zahlreiche Menschenopfer forderte. Das schlimmste Unheil scheint er in Knoxville verursacht zu haben. Während des Gottesdienstes am Morgen wurde der große Schornstein der „United Presbyterian" Kirche und ein Teil ihres Daches abgetragen. Eine große Panik entstand unter den 600 Personen, die in der Kirche waren, und jeder suchte sich vor den umherfliegenden Trümmern zu retten, doch gerieten ungefähr 40 Personen darunter, die alle Verletzungen erlitten, mehrere so schwere, daß sie sterben werden.

Als der Pastor S. W. English, Seelsorger der Robinson U. P. Kirche bei McDonald eben seine Hände erhob, um den Segen zu sprechen, fuhr ein Blitz in den Kirchturm, der auf das Dach der Kirche stürzte und dasselbe eindrückte. Mehrere der Kirchenbesucher wurden dabei verletzt; zwei werden sterben.

Mehrere andere Kirchen und viele Häuser wurden abgedacht, manche stark beschädigt.

Aus Mingo Junction, Ohio, Greensburg, Bellevernon und zahlreichen anderen Orten Pennsylvaniens treffen fortwährend Hiobsposten über Sturmesschaden ein.

Die Presbyterianer Kirche in James, sechs Meilen nördlich von hier, wurde heute während des Gottesdienstes vom Sturme teilweise zerstört. Der Pastor, J. M. Jamison, erlitt dabei solche Verletzungen, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

Das Hochwasser im Süden.

Nashville, Tenn., 30. März. — Die Berichte aus den überfluteten Gegenden in Tennesee schildern die Lage als eine äußerst kritische. Der Eigentumsschaden wird, wie man glaubt, vier Millionen Dallars erreichen, und man weiß bereits, daß 22 Menschen ertrunken sind.

Schreckliche Tage.

St. Paul, Minn., 2. April. — Passagiere, welche auf einem schon am letzten Freitag fälligen Zuge der Great Northern-Bahn hier ankamen, erzählen eine Leidensgeschichte sonder Gleichen. Der Zug, auf welchem sie sich befanden, blieb nämlich in Dakota im Schnee stecken, und die Passagiere mußten vier Tage und fünf Nächte inmitten des tobenden Blizzards auf der Prärie zubringen.

Der Zug fuhr am letzten Donnerstag von der Station Williston ab, in der Hoffnung, die nächste, nur 14 Meilen entfernte Station, erreichen zu können. Aber das Unternehmen mißglückte, und der Zug kam etwa halbwegs bei einer kleinen Station, wo sich nur ein Wasserbehälter und ein Kohlen-Schuppen befinden, zum Stehen. Der Zugführer glaubte, er könne nach Williston zurückfahren und Hilfe holen, aber die Lokomotive blieb bei diesem Versuche im Schnee stecken, und der aus acht Waggons bestehende Zug mit 250 Personen, lag nun fest. Schon am ersten Tage gab es Reibereien, weil die Passagiere zweiter Klasse gerade so große Rationen forderten, als die erster Klasse erhielten. Nur nach längerem Verhandeln gaben sie sich mit dem Abkommen zufrieden, daß in erster Linie für die Frauen und Kinder gesorgt werde.

Am Montagabend machte der auf dem Zuge befindliche Professor Colegrove von der Washingtoner Universität, der sich seit einiger Zeit in gedrückter Stimmung befunden hatte, einen Selbstmordversuch, indem er sich mit einem Rasiermesser die Kehle durchschnitt. Es befand sich zwar ein Arzt auf dem Zuge, aber derselbe hatte nicht die nötigen Hilfsmittel zur Verfügung, um dem Verletzten in wirksamer Weise beistehen zu können. Es war absolut notwendig, von auswärts Hilfe zu erhalten. Ganz zufällig fand man in einer Kiste ein Telegraph-Instrument. Einer der Passagiere, ein junger Elektriker, der etwas von Telegraphie verstand, stellte mit einem der dem Geleise entlang laufenden Telegraphen-Drähte eine Verbindung her und machte den Telegraphisten in Williston und in Minot Mitteilung von dem Vorfall. Es wurden sofort von diesen Plätzen ausSchneepflüge abgesandt, und der von Minot kommende erreichte schließlich den im Schnee steckenden Zug. Der Verwundete wurde nach Minot und von dort nach St. Paul in ein Hospital gebracht. Die anderen Passagiere konnten darauf die Reise fortsetzen.

Professor Colegrove ist so schwer verletzt, daß er kaum mit dem Leben davonkommen wird.

McKinley von königlichem Geblüt.

New York, 2. April. — Bei der 15. Jahresfeier der „War Veterans Association" hielt der Methodisten-Bischof C. E. Fowler eine Rede über den ermordeten Präsidenten McKinley, wobei er die Behauptung aufstellte, genealogische Forschungen würden ergeben, daß McKinley vom ersten König Irlands abstammte. Der Redner sagte auch u. A., McKinley sei ein viel bedeutenderer Mann als Julius Caeser gewesen. (Bums! Ed. der „Rdsch.")

Moderne Prophezeiungen.

Es ist merkwürdig, wie der Geist der Weissagung sich hin und wieder in den Aeußerungen hervorragender Männer der Neuzeit bekundet hat.

Wendell Phillips, der berühmte „silberzüngige Redner", der die Sklaverei so heftig bekämpfte, sagte am 28. Juli 1863 in einer Ansprache, die er in der New Yorker Musikakademie vor Schulkindern hielt: „Ich erwarte, wenn ich noch 40 Jahre lebe, einen Telegraphen zu sehen, der Botschaften ohne Draht zu gleicher Zeit nach beiden Richtungen entsendet."

Die Leistungen Marconis erfüllen diese Voraussagung zwar nicht ganz, nähern sich aber derselben an. Bis die 40 Jahre um sind, am 28. Juli 1905, dürften Wendell Phillips' Worte völlig wahr geworden sein.

Die Geschichte verzeichnet nicht wenige Beispiele solcher prophetischen Aussprüche. Im Jahre 1789, elf Jahre ehe das erste Dampfschleppboot auf dem Forth und Clyde Kanal in England erschien und fast ein Vierteljahrhundert ehe man eine Lokomotive auf einem Schienengeleise sah, schrieb Erasmus Darwin ein Gedicht, das diese Zeilen enthält:

Soon shall thine arm, unconquered Steam, afar
Drive the slow barge and drag the rapid car.

Bald wird dein Arm, o unbesiegter Dampf, weithin
Die träge Barke und den raschen Karren zieh'n.

In einem von Christopher Marlowes Bühnenstücken, „Tamburlaine the Great" (Tamerlan der Große), wurde der Suezkanal fast dreihundert Jahre vor seiner Erbauung im Voraus beschrieben.

Patterson, Gründer der Bank von England, schrieb fast am Ende des siebzehnten Jahrhunderts einen Brief, worin er die Beherrschung des Isthmus von Darien (jetzt Panama) durch das Volk dieses Landes und dessen Erwerbung von Cuba und Hawai voraussagte. Er schloß seine Prophezeiung wie folgt:

Also in der Mitte, auf der Ost- und auf der Westseite der neuen Welt stehend, werden die Englisch-Amerikaner das mächtigste und seltsamste Reich bilden, das je erschienen, weil es nicht in der Herrschaft über einen Teil des Landes der Erdkugel, sondern in der Herrschaft über den ganzen Ozean bestehen wird.

Dies erinnert an eine spätere Prophezeiung von New Yorks größtem Senator, William H. Seward, der 1856 erklärte, die letzte europäische Macht werde sich innerhalb eines halben Jahrhunderts von dieser Hemisphäre zurückziehen und davon verschwinden. Seitdem haben Rußland, Frankreich und Spanien aufgehört, amerikanische Mächte zu sein; Dänemark steht im Begriff, dasselbe zu thun, und bis 1906 dürfte möglicherweise auch Großbritannien ihrem Beispiel folgen.

Der Staatenstand nach dem Wetterbureau.

Das zum Ackerbau-Departement der Ver. Staaten gehörige Wetterbureau unter Leitung von Willis L. Moore in Washington erstattet jetzt durch den Vorsteher seines Veröffentlichungswesens, John P. Church, Bericht über den Stand der Saaten auf Grund der ihm aus allen Landesteilen erstatteten Berichte. Folgendes ist das Wesentliche:

In den Staaten des Missouri-, oberen Mississippi- und Ohio-Thales und an der atlantischen Küste nördlich von Nordcarolina herrschte im März allgemein günstiges Wetter für Farmarbeiten. Auch in Florida, Texas und Oklahoma herrschte günstiges Wetter, doch in den mittleren Staaten und östlichen Golfstaaten hat der viele Regen schädigend gewirkt und die Farmarbeiten um zwei bis drei Wochen verzögert. An der Pacific-Küste war das Wetter so kalt, daß auch dort die Vegetation sehr zurück ist.

In einzelnen Teilen der Mittelstaaten ist eine bedeutende Besserung des Standes des Winterweizens eingetreten; doch ist der spät gesäete in schlechter Verfassung und in einigen Gegenden wird man sogar zum Unterpflügen greifen müssen. An der Pacific-Küste ist der Winterweizen infolge des kalten Wetters sehr zurück. In Californien besonders hat der viele Regen stellenweise Schaden angerichtet, im Durchschnitt aber berechtigt der Saatenstand zu guten Hoffnungen. In Oregon, besonders im östlichen Teile des Staates, sind die Ernte-Aussichten lange nicht so gut wie sonst; im Staate Washington ist eine Besserung zu verzeichnen, doch wird man an vielen Plätzen noch einmal säen müssen. In dem südlichen Teil des Frühjahrsweizen-Distriktes hat man am Ende des Monats mit der Aussaat von Frühjahrsweizen begonnen. Die Hafer-Aussaat ist in den Staaten des Missouri-Thales weit vorgeschritten; desgleichen auch im Ohio-Thale und in den mittleren atlantischen Staaten. Im Süden ist der Winterhafer stellenweise erfroren.

Das Maispflanzen hat im Süden und bis hinauf nach Missouri und Kansas, bereits begonnen. In Texas ist man mit dem Maispflanzen beinahe fertig. In den mittleren und östlichen Golf- und südlichen atlantischen Staaten hat man auch schon viel Mais gepflanzt. In Texas und Florida ist das Baumwollpflanzen weit vorgeschritten, aber in Georgia, Alabama, Mississippi und Louisiana hat man noch nicht einmal damit begonnen und infolge des heftigen Regenwetters ist das Land auch noch nicht bereit.

Indianer-Land-Aufteilung.

Washington, 26. März. — Die Vertreter der Choctaw- und Chickasaw-Stämme im Indianer-Territorium und die Dawes-Kommission, unterstützt von Beamten des Departements des Innern haben die Unterhandlungen über Amendierung des Atoka-Vertrages zum Abschluß gebracht. Der Vertrag wird nun dem Kongreß zur Genehmigung vorgelegt werden. Das Abkommen hat die Aufteilung des Landes unter die Stammesgenossen zum Zwecke und zwar sollen alle Ländereien mit Ausnahme der Kohlen- und Asphalt-Lager und der Ländereien für die Anlage von Städten und Ortschaften nach ihrem Werte, unter Ausschluß der von den Indianern oder „Freedmen" ausgeführten Verbesserungen insgesamt abgeschätzt und jeder einzelne Indianer Land im Werte von 320 Acre und jeder „Freedmen" 40 Acre davon erhalten. Der Sekretär des Innern hat innerhalb 6 Monaten Ländereien mit Kohlen- und Asphalt-Lagern, insgesamt bis zu 500,000 Acre auszuwählen und aus den zu verteilenden Ländereien auszuscheiden. Die Ländereien sollen in öffentlicher Auktion verkauft und der Erlös nach der Kopfzahl unter die Stammesgenossen zur Verteilung gelangen. Die Indianer treten 640 Acre in der Nachbarschaft der Heilquellen von Sulphur Springs in der Chickasaw-Nation an die Regierung ab, welche $20 für den Acre bezahlen und die Heilquellen der allgemeinen Benutzung eröffnen wird. Der Vertrag wird nach der Genehmigung durch den Kongreß den stimmberechtigten Mitgliedern beider Stämme zur Genehmigung vorgelegt werden. Die Heimstätten der Indianer sind vor Ablauf von 21 Jahren unverkäuflich.

Unser Holzverbrauch.

Die Bürger der Ver. Staaten verbrauchen jedes Jahr enorme Mengen von Holz. Aber gerade dieser Verbrauch ist der deutlichste Beweis für die Notwendigkeit der Nachpflanzung. Wie aus statistischen Angaben erhellt, werden in der Union jährlich 4000 Millionen Fuß Holz für Nutzholz und Papierhandel gebraucht, während das Holz, welches für Brennmaterial verwendet wird, auf das 4½fache dieser Menge geschätzt wird. Im Einzelnen gelangen zur Verwendung etwa 3 Millionen Fuß Holz für Eisenbahnschwellen, 4 Millionen Fuß Fichtenholz für Streichhölzer, 800 Millionen Fuß für Papiermasse; ferner werden große Mengen zur Herstellung der Telegraphenstangen gebraucht, wovon jährlich mehr als 750,000 Aufstellung finden. Zur Hervorbringung des in den Ver. Staaten nur für Nutzholz und Papiermasse jährlich erforderlichen Quantums ist ein Wald in der Größe von ungefähr 4 Millionen Acres nötig. Angesichts eines solchen kolossalen Verbrauches sollte man annehmen, daß sowohl die Bundesregierung wie die einzelnen Staaten umfangreiche Anstalten zur Erhaltung und Verpflegung der Wälder treffen. Bis jetzt befindet sich aber die Forstfrage noch in den Kinderschuhen, und manche herrlichen amerikanischen Holzarten verschwinden auf Nimmerwiedersehen.

Schlägerei in einer Kirche.

Chicago, 1. April.—Fünf Männer und drei Frauen betraten gestern gegen Mittag die Seventy Day Adventisten-Kirche, in welcher eine zwischenstaatliche Adventisten-Konferenz abgehalten wurde, und verübten dort eine solche Störung, daß sie schließlich von den 150 Andächtigen verhauen und hinausgeworfen wurden. Sie wurden dann verhaftet und nach der Polizeistation gebracht. Alle beteiligten Personen sind Mitglieder derselben Sekte, aber gehören verschiedenen Kirchen an. Der Streit entstand dadurch, daß einer eine Behauptung leugnete, welche Frau Anna White, eine Prophetin aus Battle Creek, Mich., aufgestellt hatte. Als der Aufrührer hinausgewiesen wurde, sollen sieben andere Personen für ihn Partei genommen und dadurch einen allgemeinen Aufruhr hervorgerufen haben. Frau White verfügte schließlich die Entfernung der Aufsässigen aus der Kirche und fast alle Anwesenden erhoben sich, um den Befehl zur Ausführung zu bringen.

Nette Früchtchen.

Trenton, Mo., 30. März. — Geo. Busch, 16 und Geo. Young, 20 Jahre alt, die Söhne achtbarer Eltern, machten aus Rache dafür, daß man sie von einem Güterzuge vertrieben, den erfolglosen Versuch, einen Passagierzug der Rock Island-Bahn zur Entgleisung zu bringen, indem sie schwere Bahnschwellen über die Geleise legten, doch wurden dieselben glücklicherweise von einem schwer beladenen Güterzuge, der dem Passagierzuge vorausfuhr, verschoben, so daß die geplante Schurkerei nicht von Erfolg war. Die Burschen sind verhaftet.

Eine „Reform“-Partei.

Louisville, Ky., 31. März.— Nächsten Dienstag soll hier die Nationalkonvention der „Allied Party“ zusammentreten. Die genannte Partei giebt es als ihren Zweck an, „alle Reformkräfte gegen die Plutokratie zu vereinen“. Verbündete Parteien, die in dieser Konvention vertreten sein sollen, sind: die Sozialisten, die Unionsarbeiter, die „Union Reformers“ von Ohio, die „Public Ownership“-Partei von St. Louis, die kürzlich in Ohio gegründete „Liberale Partei“ und die „Union Christian Partei“. Der National-Vorsitzende ist J. A. Parker, und dieser kündigt an, daß 700 Delegaten der Konvention beiwohnen werden. Unter denen, die hier erwartet werden, befindet sich der frühere Bundessenator W. V. Allen von Nebraska, John Breidenthal, welcher voriges Jahr der populistische Kandidat für das Gouverneursamt in Kansas war, und Dr. Joseph E. Chambers von St. Louis, bekannt als der „Vater des Populismus“.

Der Zug nach dem Nordwesten.

St. Paul, Minn., 2. April. — Während der verflossenen 24 Stunden sind von hier nicht weniger als 2000 Personen nach dem Westen abgereist, wo sie sich niederlassen werden. Man erwartet, daß morgen eine noch größere Zahl Siedler hier durchkommen wird.

Die canadische Gewaltthat

gegen einen Grenzstein in Alaska bestätigt sich. Ein Grenzstein, welchen Rußland errichtet hatte, um die Grenze zwischen Alaska, das sich, ehe es 1867 an die Ver. Staaten abgetreten wurde, in russischem Besitze befand und dem anstoßenden britischen Gebiet zu bezeichnen, ist in willkürlicher Weise von einer amtlichen canadischen Vermessungs-Expedition zerstört worden, und mit Rücksicht darauf hat Staatsminister Hay auf Weisung des Präsidenten eine Untersuchung an Ort und Stelle angeordnet, welche von einer Kommission amerikanischer Offiziere angestellt werden soll. Zu Mitgliedern dieser Kommission sind Kapitän Richardson vom 8. Bundes-Infanterie-Regiment und der pensionierte Flottenleutnant Emmons ernannt. Richardson ist in den Vancouver Barracks im Staate Washington stationiert und Leutnant Emmons, welcher im Januar 1899 wegen Kränklichkeit pensioniert wurde, seither aber wieder zu Kräften kam, steht in Verbindung mit dem naturwissenschaftlichen Museum in New York. Frazier, ein Zivilingenieur im Dienste der canadischen Regierung, stand an der Spitze der Expedition, welche die Beseitigung des Grenzsteins vornahm.

Afrika.

London, 7. April. — Der Lord Kitchener meldet, daß der Kommandant Erasmus am 3. April bei Boshof im Oranje - Freistaat getötet wurde.

Berlin, 7. April. — Ein aus Johannesburg in Südafrika zurückgekehrter Ingenieur der hiesigen Firma Siemens & Halske sagte, der dortige Bergwerksbetrieb und die Maschinerien etc. seien infolge des Krieges fast gänzlich zerstört. Es seien glänzende Aussichten für deutsche und amerikanische Maschinenfabriken vorhanden, nach Beendigung des Krieges die unausbleiblichen, sehr umfangreichen Neubestellungen zu sichern. Ueber fünfzig Millionen Dollars seien erforderlich, die Goldminen des Witwatersrand wieder in den früheren Zustand zu versetzen. Viele Minen seien durch Ueberschwemmungen und Verrostung der Maschinerie ruiniert. Die deutschen Fabrikanten könnten deshalb einem großen südafrikanischem „Buhm“ entgegensehen, wenn nur erst einmal der unselige Krieg vorüber sei.

London, 7. April. — Eine heute vom Lord Kitchener aus Pretoria hier eingetroffene Depesche besagt, daß der am 17. Dezember 1901 durch den General French in Hannover Road, Kapkolonie, gefangen genommene Buren - Kommandant Kruitzinger von dem Kriegsgericht, vor das er gestellt worden war, freigesprochen worden ist und nunmehr wie jeder andere Kriegsgefangene behandelt wird. Kruitzinger war angeklagt, vier Morde begangen, Eisenbahnzüge in die Luft gesprengt und Kriegsgefangene grausam behandelt zu haben.

Vom Lügen.

Es war am 25. Oktober 1878, an einem Sonntag, als mein Schwager von Rottweil in Württemberg weiter ins Land hineinfuhr. Als die Mitreisenden schon ihre Plätze eingenommen hatten, kam noch im letzten Augenblick ein großer, dicker Mann mit seinem Sprößling in den schönen Salonwagen des Schnellzuges, welcher direkt von Zürich nach Stuttgart führt. „Das ist einmal ein Wagen!“ rief der Eintretende. „Den lob' ich mir! — Ich bin der Posthalter von Rosenheim, hab' schon die Welt gesehen, bin in Paris als Kellner gewesen, und wenn die Herren einmal bei mir einkehrten, würden sie sagen: Der verstehts'! denn an gutem Essen und schönem Getränk sollte es ihnen nicht fehlen! Hab' zwar kein Hotel; jeder Lump nennt heutzutage seinen „Bären“ oder „Löwen“ Hotel, aber ich hab' ein Wirtshaus, und was für eins! Jeder kommt wieder, der einmal dagewesen ist!“

Und so hat der Posthalter noch lange fortgemacht; denn manche Leute werden fast nicht fertig, wenn sie von sich selbst reden. Aber sein Bub', der etwa sechsjährige Xaverle, streckte den Kopf ein wenig zu weit zum Fenster hinaus. Da geht der Vater hin, reißt ihm plötzlich die Mütze vom Kopf, steckt sie in die weite Rocktasche und ruft: „Guck, jetzt hat der Wind die Kappe fortgenommen! Hab' Dir ja schon 'mal gesagt, Du sollst den Kopf nicht so weit 'naus strecken!“

Der Xaverle fängt an zu greinen, denn seine Kappe reute ihn. Da pfeift auf einmal der Vater und setzt die Mütze dem Buben wieder auf den Kopf. „Siehst Du, ich habe sie wieder hergepfiffen!“ rief der Posthalter. „Aber jetzt paß auf, daß Du den Kopf nicht wieder so weit hinausstreckst!“

„Das Ding war gut!“ dachte wahrscheinlich der Posthalter und wandte sich wieder an seine Mitreisenden; der Xaverle aber, der nach Bubenart neugierig war, rief: „Aber, Vater, ich hab doch nicht gesehen, wie auf Dein Pfeifen die Kappe wieder hergeflogen ist!“ Der Vater beschwichtigte ihn. Kaum aber war er im Gespräch, so rief der Bub ängstlich: „Vater, pfeif, pfeif!“ Der Xaverle nämlich hatte seine Kappe fortgeworfen, damit er diesmal das Kunststück gründlich beobachten könne.

Rot vor Zorn schrie der Posthalter: „Was hast g'macht?“

„Rausg'worfe hab' ich sie; pfeif, Vater, pfeif!“

Die Reisenden lachten aus vollem Halse; der Posthalter aber gab seinem Buben eins hinter die Ohren und schimpfte ihn aus.

Aber warum hats Büblein denn Uebels gethan? Es hat einfach seinem Vater geglaubt.

Merke: Ein Vater soll das Vertrauen seines Kindes auch im Spaß nicht täuschen. Das Lügen ist eine heillose Kunst und eher gelernt als verlernt.

(„Braunschweigisches Volksblatt.“)

Aid Plan.

Einladung.

Die jährliche Kansas-Beamtenversammlung des „Mennonite Aid Plan“ soll, so der Herr will, Montag, den 14. April, in der Mennoniten-Kirche zu Goessel, Kans., abgehalten werden. Alle, die sich für die Aid-Plan Sache interessieren, besonders aber die Schriftführer und Abschätzer der Kansas-Distrikte, sind freundlichst gebeten, an dieser Versammlung teilzunehmen.

David Buschman, Schreiber.

Die Negerrasse in den Vereinigten Staaten.

In den fünfundvierzig Staaten und vier Territorien der Union giebt es 8,840,889 Neger. Diese bilden also etwa ein Neuntel der Gesamtbevölkerung. Fast zwei Drittel derselben, 6,108,788, wohnen noch in acht Südstaaten: Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas; seit zehn Jahren aber sind mindestens 150,000 derselben nach dem Norden gezogen. Von den Staaten hat Pennsylvanien, von den Städten Philadelphia im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts die meisten Neger gewonnen. Die Zunahme derselben in Pennsylvanien war 49,249, in New York 29,143, in Illinois 28,856, in New Jersey 22,206, in Indiana 12,290, während die übrigen sechsundzwanzig ehemaligen „Freistaaten" 50,000 mehr derselben an sich zogen. Die fünf Städte des Landes, deren farbige Bevölkerung 60,000 übersteigt, sind: Washington 86,702; Baltimore 79,259; New Orleans 77,714; Philadelphia 64,024; New York 60,066. In Betreff der Zunahme der Negerbevölkerung steht Philadelphia mit 23,242 obenan; es folgen Memphis mit 21,204, Chicago mit 15,879 und New Orleans mit 13,223. Nach Prozenten gerechnet, war die Zunahme in Philadelphia 55, in Chicago 111, in Memphis 74, in Anti-New York 68 Prozent gewesen. Im zweitletzten Jahrzehnt hatte Washington den größten Zuwachs der farbigen Bevölkerung aufzuweisen; im letzten aber hat Philadelphia doppelt so viele und Chicago 4749 mehr wie die Landeshauptstadt gewonnen. Eine andere auffällige Thatsache, die der neueste Census an den Tag gebracht, ist die ganz geringe Zunahme und hin und wieder der wirkliche Rückgang der Negerbevölkerung in vielen südlichen Städten. Die Zunahme derselben in Charleston, Chattanooga, Dallas, Nashville und Vicksburg war ganz gering; während Pittsburg 9190 und Indianapolis 6798 Farbige gewann, hat Lynchburg deren 1548, Petersburg 1470 und Richmond 100 verloren. Es scheint also, der Neger suche nach Orten, wo seine Arbeit in Nachfrage steht, besser bezahlt wird und die Zustände überhaupt sich günstiger und angenehmer für ihn gestalten. Diese Wanderung und Zerstreuung der farbigen Rasse, die wahrscheinlich andauern wird, betrachten viele Studenten der Negerfrage als eine Bewegung, die zur Lösung der bestehenden Schwierigkeiten merklich beitragen werde.

(Welt-Bote.)

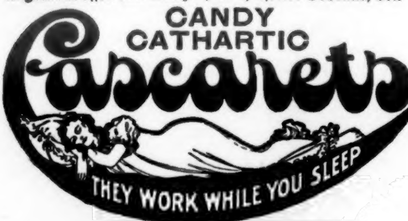
Frühjahrs-Betrachtungen

Dieses ist die gefährlichste Jahreszeit für Personen, deren Blut nicht in gutem Zustand ist, und verschiedene Krankheiten wie Rheumatismus, Lungenleiden, Hautausschlag u. s. w. machen ihr Erscheinen. Das System verlangt Reinigung. Wir brachten die langen Wintermonate meistens in den engen vier Wänden unserer Wohnung zu. Bewegung in frischer Luft fehlte und das Blut wurde daher dick und voll von bösen Säften, die Leber träge, und die Nieren schwach. Erwachet aus Euerem Winterschlaf! Seht um Euch! Euer Seelenhaus verlangt gereinigt zu werden, fegt es in allen Ecken! Flutet die Abzugsröhren, schwemmt den angesammelten Unrat hinweg!

Jedes Frühjahr beschäftigen wir uns mit einer gründlichen Lüftung und Reinigung unserer Wohnung — ist die Reinigung unseres Körpers weniger wichtig? Er verlangt es in höherem Grade als unsere Wohnung. Man vermeide dabei jedoch heroische Mittel. Ihr würdet nie daran denken, eueren Fußboden, oder die Wände, oder das Getäfel mit Säuren zu putzen. Es wäre nicht angebracht, nein geradezu gefährlich. Ebensowenig angebracht ist es, die delikate Netzhaut des Magens, die zarten Gewebe der Gedärme durch starke Abführungsmittel, welche meistens mineralische Bestandteile enthalten, zu reizen. Reinigt auf eine vernünftige Art und Weise durch das mildwirkende Kräutermittel, Fornis Alpenkräuter Blutbeleber, die Frühjahrsmedizin Eurer Mütter, Eurer Großmütter. Ueber ein Jahrhundert vor dem Publikum hat er seine Reputation als Blutreinigungs-Mittel ungeschmälert erhalten und bringt Gesundheit und Glück wo immer er Einlaß gefunden hat.

Glaubst Du, Du seist ganz gesund?

Es ist viel einfacher und leichter, einer schweren Erkrankung vorzubeugen, als dieselbe zu heilen. Es ist auch Thatsache, daß manche Leute viel leichter und schneller erkranken als andere. Worin liegt das und was ist wohl die Ursache? Nun, solche Leute sind eben nicht gesund, obwohl sie glauben es zu sein. Es frage sich jede Person: Bin ich ganz gesund? Fehlt mir wirklich gar nichts? Ist nicht etwa eine schleichende Krankheit im Anzuge? Wer persönliche Selbstprüfung über sich hält, wird bald erfahren, ob ihm etwas fehlt, und wo es fehlt, ob das Blut ganz gesund ist, oder ob er nicht von Puscheck's Blut-Mittel gebrauchen sollte. Man warte nicht, schiebe die Sache nicht auf, oder denke, es wird schon von selber wieder besser, denn solche verkehrte Ansichten haben Tausenden eine Brücke zum Grabe gebaut. Man bestelle sich von Dr. Puscheck das freie Büchlein über Haus-Kuren und lese es sorgfältig durch, oder man schreibe an ihn und lege ihm den Fall vor. Aller ärztlicher Rat ist frei.





Wer seine Missethat leugnet, dem wird's nicht gelingen; wer sie aber bekennet und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen.